

Heinz Eggert

SPANNENDE ZEITEN



**Scheitern ist nicht schlimm –
schlimm ist, nichts versucht zu haben!**

Für unsere Enkel

Benno, Mateo, Emilia, Ella, Elisa, Hannah
und Paul

September 1989 bis Oktober 1990.

Noch nie war eine Zeit politisch und privat für mich so spannend wie diese. Dass politische Verhältnisse einem ständigen Wandel unterliegen, ist eine nicht unbedingt immer zu benennende Binsenweisheit. Dass sich dieser ständige Wandel allerdings in diesen Tagen und Wochen mit einer so großen Schnelligkeit atemberaubend und nicht immer genau vorher berechenbar vollzog, charakterisiert dieses eine Jahr. Keine Woche war wie die andere. Wer diese Zeit sehr bewusst politisch und bewusst miterlebt und versucht hat, auf ihre Gestaltung Einfluss zu nehmen, müsste sich eigentlich einen Bonus an Lebensjahren zurechnen lassen können. Er muss ja nicht gleich für die Rentenberechnung herhalten. Aber der Fundus an Lebenserfahrungen ist damit hoch angereichert worden. Geschichte setzt sich aus Geschichten zusammen. Darüber werde ich schreiben.

Nicht im vollständigen Zusammenschreiben von Geschichte und Geschichten, sondern eher streiflichtartig erhellend. Oft wird mir die Frage gestellt: Wie war Ihre Haltung zur DDR, welche Gründe waren für Ihre oppositionelle Haltung ausschlaggebend?

Da dann immer kurze prägnante Antworten erwartet werden, schrammen diese immer an der Wahrheitswirklichkeit vorbei.

Es ist schwierig auf einen erfolgten 40-jährigen dynamischen Prozess, kurze statische Antworten zu geben. Besonders dann, wenn noch Jahre in der Bundesrepublik folgten, die zu den aufregendsten und turbulentesten meines Lebens gehören. Deshalb am Anfang einige kommentierende persönliche Lebenswegereignisse.

20/21. August 1968

Wenn sich die Deutsche Einheit am 20.08.1968 vollzogen hätte, wäre ich trotz meiner Jugend (22 Jahre) eine politische „Altlast“ gewesen.

Ich komme aus einer Arbeiterfamilie. Meine Mutter und mein Stiefvater arbeiteten in einem Pumpwerk der Wasserwirtschaft als Maschinisten. Wir wohnten in Rostock. Dort wuchs ich zusammen mit meinen beiden jüngeren Geschwistern auf. Meine Eltern waren nicht besonders staatskritisch. Natürlich hatten sie politische Meinungen. Aber diese wurden nur geflüstert, wenn wir Kinder das Zimmer verlassen hatten. Bei allen politischen Aufmärschen und Demonstrationen waren sie dabei. Die Arbeitskollegen gingen ja auch alle. Außerdem wurde immer eine Liste darüber geführt, wer sich diesem Bekenntnis zum Arbeiter-und-Bauern-Staat entzog. Für die Teilnehmer der Demonstrationen gab es in diesen Tagen immer Sonderzuteilungen, in der sonst an Lebensmitteln sehr armen Zeit. Auch ich ließ mir als Kind wiederholt die Belohnung einer zugeteilten Bockwurst schmecken, die eben nicht von der Lebensmittelkarte abgezogen wurde. Aber es ging nicht nur um Aufmärsche und Demonstrationen. An jedem Wochenende räumten meine Eltern mit vielen anderen Rostockern die Trümmer der Rostocker Bombennächte beiseite. Als Junge war ich stolz darauf, mitmachen zu dürfen. Die Erwachsenen waren wiederum stolz darauf, wenn sie mit den silbernen und goldenen Abzeichen des Nationalen Aufbauwerkes der Deutschen Demokratischen Republik ausgezeichnet wurden. Denn für die vielen schweren Aufbaustunden, der Trümmerbeseitigung gab es Abzeichen, aber kein Geld. Gestanztes Blech. Als meine Eltern gestorben waren, fanden wir ganze Zigarrenkästen voll mit diesen Abzeichen, die jeweils für 25 oder 50 Arbeitsstunden vergeben worden waren. Was sie damals nicht wussten war, dass sich in der gleichen Zeitspanne die SED-Funktionäre Grundstücke an der Ostsee sicherten und ausbauten. Von wegen Volkseigentum! Einige waren eben immer schon gleicher als die anderen. Und das sollte auch so bleiben. Trotzdem – als die Lange Straße in Rostock wieder neu aufgebaut worden war, freuten sich auch meine Eltern ehrlichen Herzens, weil sie mit der Trümmerbeseitigung einen eigenen Beitrag erbracht hatten. Man musste diesen Stolz nicht künstlich fördern, er war vorhanden. Und er wurde dann auch immer wieder politisch genutzt.

Der einzige politische Konflikt in unserer Familie, den ich mitbekommen habe, war am **17. Juni 1953**.

Meine Mutter schloss meinen Stiefvater im Schlafzimmer ein. Was ich besonders lustig fand. Ich war damals sechs Jahre alt. Dass ist nicht sehr lustig war, merkte ich an den Tränen meiner Mutter.

Sie hatte ihren Mann eingeschlossen damit er nicht zur Neptun-Werft demonstrieren gehen konnte. Dort schossen die Russen auf die Werftarbeiter. Ihre herausgeschrieene Begründung: Du bist nicht gesund aus dem Krieg gekommen, damit sie dich jetzt erschießen, habe ich bis heute nicht vergessen. Vielleicht war meine Mutter auch besonders ängstlich, weil ihr Vater, der als Soldat im Ersten Weltkrieg invalid geschossen worden war, in der Nazizeit aus seiner sozialdemokratischen Einstellung keinen großen Hehl machte. Besonders nicht, wenn er getrunken hatte, um seine Schmerzen zu betäuben. Wobei man in Mecklenburg keine Schmerzen haben muss um zu trinken. Immer wieder erlebte meine Mutter die Angst ihrer Mutter, dass der Mann oder die Familie wegen seiner abschätzigen politischen Bemerkungen abgeholt werden könnte. Diese Konflikte wollte sie nicht. Deswegen wurden politische Themen in unserer Familie auch fast immer ausgeblendet. Nur keinen zusätzlichen Konfliktstoff! Vielleicht waren meine Eltern auch deshalb nicht besonders systemkritisch. Sie lebten in diesem System, bei allen bestehenden Schwierigkeiten, materiell besser als ihre Großeltern und Eltern. In ihrer Kindheit hatten sie die Inflationsjahre erlebt und überlebt. Meine Mutter war immer ganz stolz darauf, dass sie und ihre Familie nie zu hungern brauchten. Das war übrigens auch eines ihrer immer wieder auftauchenden Argumente: Aber hungern muss bei uns in der DDR keiner. Auf der Schulbank neben mir blieb der Platz frei. Nachbarn waren in der Nacht in den Westen geflohen. Als ich das zu Hause erzählte, noch voller Trauer um meinen Freund, da kam wieder ihr Argument: Aber hungern muss bei uns in der DDR keiner. Mit anderen Worten, wenn man hier satt wird, gibt es keinen Grund woanders hinzugehen. Punkt! Ende der Diskussion! Mein Stiefvater, dessen Vater Kommunist und Alkoholiker war, hatte dagegen eine entbehrungsreiche Kindheit verlebt. Seine Mutter war früh gestorben. Als sein Vater wieder heiratete, kamen zu seinen sechs Geschwistern noch fünf neue Stiefgeschwister dazu. Unter Tränen schilderten seine großen Schwestern bei jedem Familientreffen, wie sie heimlich getrickst und gestohlen hatten um an Lebensmittel zu kommen, damit die jüngeren Geschwister nicht ständig vor Hunger wimmerten oder gar verhungerten. Ihre Jugend hatte diese Generation in der Nazizeit und im Krieg zugebracht. Jetzt wollten sie in Frieden leben und sie wollten ihren Frieden haben. Und da sie schon Schlimmeres in einem anderen System erlebt hatten, machten sie ihren Frieden auch mit diesem System DDR. Der „Normalbürger“ gab sich bei der Arbeit, im Büro oder auf Massenversammlungen und Demonstrationen Staat und Partei gegenüber loyal, demonstrierte, wo immer es verlangt wurde, „sozialistisches Bewusstsein“, um sein privates Leben gleichzeitig nach anderen Werten und Verhaltensmustern zu organisieren. Diese alltägliche Schizophrenie galt in weiten Kreisen der Bevölkerung als Normalität. So waren beide zufrieden: die Herrschenden ebenso wie die Beherrschten. Die einen meinen, ihre Ansprüche durchgesetzt zu haben, und die anderen glauben, sie selbst geblieben zu sein. Nur in die SED wollten meine Eltern nicht, das überforderte ihre Loyalität. Ich war selbstverständlich in den Jungen Pionieren, folgerichtig in der FDJ, der GST – „Gesellschaft, für Sport und Technik“, im FDGB – „Freier Deutscher Gewerkschaftsbund“ und in der DSF „Deutsch-Sowjetische Freundschaft“. Überall bin ich folgerichtig und unkritisch hineingeboren worden. Es war wie bei den Meisten – sobald man das Alter hatte, unterschrieb man und war Mitglied in diesen Organisationen. Dadurch gehörte man auch zur Mehrheit und hatte zwangsläufig auch immer recht.

Denn nur die Mehrheit kann ja auch die Wahrheit haben.
Dachten wir!

Aber es war ja nicht der einzige Kurzschluss im Denken und Nachdenken. Dieser Mechanismus schützte auch vor kritischen Fragen oder kritischem Nachdenken. Außerdem gab es für alle auch nur ansatzweise kritischen Nachfragen das globale alles erschlagende Argument: Bist du für den Frieden oder bist du für den Krieg! Natürlich für den Frieden. Aber der Garant für den Frieden, das wussten wir alle, war nur das kommunistische System. Schön, wenn die Welt so einfach begreifbar gemacht wird. Leid tat mir in der fünften Klasse die schöne lustige blondbezopte Pfarrerstochter. Sie durfte kein Mitglied der Jungen Pioniere sein. Ihre Eltern hatten es nicht erlaubt. Immer wieder wiesen Lehrer und Pionierleiter auf die reaktionäre

Einstellung der Pfarrersfamilie hin. Ein verbaler Schandpfahl. Gott sei Dank hatten wir nicht solche Eltern. Und mit der Kirche hatten wir auch nicht zu tun. Wir gehörten zu den Fortschrittlichen. Sie nicht. Sie nahm es gelassen und behielt trotzdem ihre lebenslustige Ausstrahlung, obwohl sie nicht an den Pionierveranstaltungen teilnehmen durfte. Was wir damals alle nicht ahnten und wussten, 1967 nahm sie sich nach einem missglückten Fluchtversuch, von Freunden verraten, im Berliner Stasi-Gefängnis das Leben. In einer Statistik über Selbsttötungen wird sie nicht vorkommen. Denn seit den frühen 60er-Jahren wurden auf Weisung der SED-Führung Suizidstatistiken nicht mehr veröffentlicht. Selbsttötungen galten als Ausdruck bürgerlicher Dekadenz oder fehlgeleiteten Individualismus, welche die gewünschte heile Welt des Sozialismus störten. Ärzte sollten nicht eindeutig ausgewiesene Selbsttötungen als Unfälle verschleiern. Die Mitgliedschaft in allen Organisationen hatte auch ihre Vorteile. Einmal in der Woche konnten wir als Junge Pioniere in das Clubhaus der Rostocker Neptunwerft gehen, um kostenlos Filme zu sehen. Etwas sehr Besonderes, in einer Zeit, in der Fernsehapparate in Privathaushalten noch Mangelware waren. Natürlich bekamen wir sehr ausgesuchte Filme zu sehen. Meist sowjetische Kriegsfilme. In dem Film „Partisanen“ nach einem Buch von Iwanow, hatte mich besonders eine Szene beeindruckt. Als die jungen, schönen und tapferen Partisanen von einer Erkundungstour aus dem deutschen Armeelager zurückkommen, weist der Kommandeur eine gründliche körperliche Reinigung an. Sein Argument: Sonst schleppt ihr noch die deutschen Läuse an. Als ich abends zuhause das Argument des Kommandeurs aus dem Film wiederholte, war das schlagende Argument meines ansonsten wortkargen Stiefvaters eine Ohrfeige. Nichts gegen den DDR-Staat. Aber die Läuse gehörten nun einmal zu den Russen. Dass zu dieser Zeit in der Schule gerade mit einem Läusekamm unsere Haare untersucht wurden, machte ihn in seiner Haltung nicht nachdenklicher oder nachgiebiger. Im Haushalt meiner Eltern gab es nur zwei Bücher. Den Reclam-Opernführer und „Ben Hur“. Beide Bücher kannte ich fast auswendig. Mein Stiefvater war der Meinung, lesen hält nur von der Arbeit ab. Unkraut jäten, Kaninchenfutter besorgen, Holz hacken, saubermachen und auf die Geschwister aufpassen, waren angesagter. Also las ich in den Buchhandlungen, schnell und effizient. Immer ein wenig dabei von den Verkäuferinnen belauert. Ich merkte mir die Seite, an der ich meist mit der Bemerkung „Junge, willst du das Buch jetzt kaufen oder nicht?“ unterbrochen wurde, um genau dort in der nächsten Buchhandlung weiterzulesen. Bis zur nächsten Unterbrechung. Diese Erlebnisse konnte mir kein Deutschunterricht bieten. Diese Lesesucht hält übrigens bis heute an. Obwohl alle unsere Bücherregale überladen sind, Bücher faszinieren mich noch immer. Habe ich eigentlich schon gesagt, dass ich dafür auch schon mal die Schule schwänzte. Nicht nur einmal, sondern immer öfter, denn auch die alten Speicher am Alten Hafen in Rostock und der Strand in Warnemünde waren verlockend. Einer der Gründe, warum ich dann mit einem Zeugnis aus der 8. Klasse entlassen wurde und mit 15 Jahren auf dem Bau als Hilfsarbeiter anfang. Steine, Rohre und Ziegeln zu schleppen über schwankende Gerüste. Ich beneidete alle, die zur Schule gehen durften. Späte Einsicht! Diese schwere Zeit war vorbei, als ich ein Jahr später eine Lehre bei der Deutschen Reichsbahn beginnen konnte. Dort wurde ich bald bester Lehrling und mit 18 Jahren – als Aushängeschild des Jugendplans: „Der sozialistischen Jugend mehr Verantwortung“ – jüngster Stellwerksmeister der DDR auf dem Grenzbahnhof Warnemünde. Zwei Jahre später war ich Fahrdienstleiter.

1967 fahre ich mit einem Freifahrtschein der Deutschen Reichsbahn nach Prag.

Damals war ich 21 Jahre. In diese Stadt und in Marta habe ich mich damals verliebt. Ein tiefer emotionaler Bezug. Denn Liebe öffnet ja immer die Augen. Die heißen politischen Auseinandersetzungen über einen reformierten demokratischen Sozialismus habe ich intellektuell damals nicht verstanden. Da die Diskussionen vor allem von Studenten und Schriftstellern ausgingen, ging das auch vielen meiner damaligen tschechischen Freunde so. Liberalisierung, Pressefreiheit, Pluralismus, Freiheit der Gewerkschaften, Streikrecht, Versammlungsrecht, Aufhebung der Zensur, Reisefreiheit – das las ich in politischen Zeitungen auch auf Deutsch. Aber es bewegte mich nicht besonders, denn erstens hatte ich es noch nie vermisst und zweitens war ich erstaunt, dass es im Sozialismus so viel Probleme geben sollte. Aber da niemand den Sozialismus abschaffen wollte –

zumindest erklärte das keiner – sondern ihm ein menschlicheres Antlitz verpassen, das gefiel mir schon sehr. Prag war damals im Aufblühen innerhalb der sozialistischen Staaten. Es war eine heitere offene Atmosphäre. Das Leben war bunter und verbannte die Langeweile aus dem Alltag. Ich konnte Musik hören – die in der DDR noch die Musik des Klassenfeindes war – Beatles-Filme sehen. Bücher kaufen, die es in der DDR nicht gab. Es war insgesamt eine lockere, leichte und lebenslustige Atmosphäre des Sozialismus, wie ich sie aus der DDR nicht kannte. Abends saßen wir in der Schwarzbierkneipe „U Fleku“ mit jungen Österreichern, Westdeutschen, Italienern, Engländern und Amerikanern zusammen – alles Länder, aus denen ich noch nie jemanden kennengelernt hatte – die so lebenslustig feierten, dass man ihnen die Probleme des Kapitalismus nicht gleich ansah. Wir waren jung und die Welt schien offen. Obgleich ich wusste, dass ich ihre vielen Einladungen nicht annehmen konnte, obwohl ich mit meinen Eisenbahnfahrscheinen umsonst gefahren wäre.

Der Gedanke an Reisefreiheit wurde langsam verführerisch. Es sind wohl die selbst empfundenen Defizite, die sich in unserer politischen Überzeugung langsam aber sicher niederschlagen. In Prag war alles von einem Hauch von Freiheit umweht. Langsam begann ich in der DDR die reglementierte Strenge des von Moskau diktierten Sozialismus zu hinterfragen. Deshalb, immer wenn es meine freie Zeit zuließ und ich eine Reisegenehmigung bekam, war ich in Prag. Wegen der Stadt, wegen Marta und der freien Atmosphäre. An der Grenze gut kontrolliert, besonders nach Zeitschriften und Tonbändern untersucht, kam ich dann wieder in meiner sozialistischen Heimat an.

Dann kam der 21.8.1968.

In der Nacht vom 20. auf den 21. August 1968 hatte ich in Warnemünde auf dem Stellwerk Dienst. Es war eine laue Sommernacht bei ruhiger See.

Zur gleichen Zeit, als ich gegen 23.00 Uhr den Rangierbetrieb mit dem dänischen Fährschiff „Kong Frederik“ beaufsichtigte, sendeten in Prag drei sowjetische Militärtransporter einen Notruf an den zivilen Flughafen in Prag. Sie baten um Landeerlaubnis, die abgelehnt wurde, da sich ganz in der Nähe ein militärischer Flughafen befand. Die Flieger landeten somit ohne Genehmigung auf dem Flughafen.

An Bord waren sowjetische Fallschirmjäger, die sofort begannen, den Flughafen zu sperren. Nachdem der Flughafen unter deren Kontrolle war, landeten im Minutentakt russische Truppentransporter und luden Panzer und Geschütze aus.

In dieser Nacht sind die Russen und ihre Verbündeten aus Polen, Bulgarien und Ungarn in die Tschechoslowakei einmarschiert. Die Polen marschierten auf dem Landweg über Hradec Kralove ein. Sie waren schon lange vorher an den Grenzen stationiert worden, um angeblich ein Manöver gegen die NATO vorzubereiten.

Nur die Truppen der DDR-NVA durften trotz der Bitten des damaligen Staatsratsvorsitzenden Ulbricht an Breschnew, nicht am Einmarsch teilnehmen. Die sowjetische Führung hatte auf den Einsatz der NVA-Einheiten verzichtet, weil tschechoslowakische Funktionäre zuvor darum gebeten hatten. Der Einsatz deutscher Soldaten 30 Jahre nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch die Wehrmacht wurde als gefährliche Provokation empfunden. Nicht schon wieder deutsches Militär in Prag. Aber diese Zusammenhänge kannte ich damals noch nicht. Woher auch, sie waren nicht bekannt. Fassungslos hörte ich die Nachtnachrichten des verbotenen NDR auf dem im Dienst verbotenen Radio, die auch die Hilferufe der tschechischen Opposition weiter verbreiteten. Von Toten und Verletzten und Widerstand war die Rede. Es war Krieg im Sozialismus. Sozialisten gegen Sozialisten. Meine selbstverständlichen sozialistischen Überzeugungen bröckelten In dieser Nacht ab.

Der Funkturm auf dem Jeschken bei Liberec war übrigens der letzte, der von den Okkupanten abgeschaltet worden war. Ich sehe ihn jetzt jeden Tag vom Zittauer Gebirge aus.

In dieser Nacht begriff ich, dass ich zwar noch jung war, die Welt aber nicht mehr offen.

Um 6.00 Uhr morgens war meine Schicht zu Ende. Beinahe zeitgleich war die Staatskanzlei von Alexander Dubček, der politischen Leitfigur des Prager Frühlings, von russischen Fallschirmjägern besetzt worden. Sie hatten den Auftrag, ihn nach Moskau zu bringen. Dort wurde er ins Gefängnis gesteckt. Vorher gelang es ihm noch seinem Bürochef eine Tasche mit Dokumenten zu übergeben, die den Russen nicht in die Hände fallen sollten. Er wusste nicht, dass der schon lange für den KGB arbeitete. Wie menschlich der Sozialismus geworden war, kann man an der Tatsache ablesen, dass Dubček nicht erschossen wurde, sondern seinen Lebensunterhalt als Waldarbeiter verdienen durfte. Das wurde im politischen Westen schon als Zeichen der Entspannung gesehen. Aber auch das wusste ich selbstverständlich in dieser Nacht noch nicht. Nach der Schicht wurde eine Versammlung vom SED-Parteisekretär einberufen. Alle mussten daran teilnehmen. Dann sollten wir – wie es in der DDR üblich war – gleich unterschreiben, dass wir den Einmarsch für richtig hielten, da er der Rettung des Friedens diene. Mir fiel ein Satz ein, den ich im tschechischen Auslandsjournal „Im Herzen Europas“ gelesen hatte. „Der Mensch hat nicht solange sprechen gelernt, um sich dann das Sprechen verbieten zu lassen“. (Prochazka)

Ich habe mich damals als Einziger geweigert zu unterschreiben. Draußen klopften mir einige Kollegen auf die Schulter. Stimmt, meinten sie, man hätte nicht unterschreiben dürfen. Aber deswegen einen Konflikt riskieren. Nein! Zwei Tage später fand bei mir eine Hausdurchsuchung statt. Ich würde nicht verhaftet, sondern nur zugeführt. „Zur Klärung eines Sachverhalts“, bei dem Staatssicherheit oder Volkspolizei nie etwas begründen mussten. Allerdings konnte die Klärung eines Sachverhalts auch Monate, bei gleichzeitiger Festsetzung im Gefängnis, dauern. Kein Richter musste darüber entscheiden. Kein Rechtsbeistand wurde zugelassen. Keine Familie wurde informiert. Ich hatte Glück. Nur zwei Tage! Meine über die Jahre dann sehr angeschwollene Stasi-Akte bekam ihr erstes Blatt. Ich trat aus Trotz und aus Protest aus allen Organisationen aus. Es war aber schwierig in der DDR aus Organisationen auszutreten, denn eines gab es nicht in der DDR: Austrittsformulare.

Man sagte mir: „Du stellst halt die Zahlung ein.“ So habe ich die Zahlungen eingestellt und war kein Mitglied mehr. Auf dem Grenzbahnhof durfte ich aus ideologischen Gründen nicht mehr arbeiten.

So hat man mich staatlicherseits in eine nicht gewollte aber überfällige politische Nachdenklichkeit getrieben.

Aber es gab auch zutiefst persönliche Enttäuschungen. Auf einmal rückten Freunde ab. Auch im eigenen Elternhaus verstand keiner meine Entscheidung. Meine Mutter war der Meinung, ich hätte selbst meine berufliche Karriere vernichtet. Womit sie ja Recht hatte.

Ich hatte dann großes Glück. Nachdem Marta in Prag mit ihren Eltern nach Kanada emigriert war, habe ich meine spätere Frau Ulrike kennengelernt, die aus einem christlichen Elternhaus kommt. Sie hat mich mit Studenten der evangelischen Studentengemeinde zusammengebracht. Mit 23 Jahren habe ich mich dann in Warnemünde confirmieren lassen und konnte eine Gesamteinschätzung des Unterrichts später in meiner Stasi-Akte nachlesen. Mein Konfirmationspfarrer fühlte sich nicht nur Gott verpflichtet. Falls überhaupt! Ich habe dann über eine Sonderreifprüfung – in der ich verschwiegen habe, dass ich keinen Abschluss der 10. Klasse hatte – die Zulassung zum Theologiestudium bekommen. In der Bundesrepublik Deutschland wäre ich niemals Theologe geworden. Der existentielle Anlass hätte gefehlt. Den gab es in der DDR in einer ganz brisanten Weise. Weniger durch die Erleuchtung der Bibel – ich bin auch sehr spät, mit 23 Jahren, confirmiert worden – sondern eher durch Dietrich Bonhoeffer, und durch Menschen, die aus christlichem Bewusstsein menschlich Diktaturen widerstanden haben. Damit konnte ich wieder leben.

Und so habe ich mich langsam von dieser DDR-Ideologie wegentwickelt, ohne ein Staatsfeind zu sein, den man gerne aus mir machen wollte.

Ich hatte noch viel Hoffnung für die DDR und ihr verbesserungsfähiges menschliches Antlitz, weil ich inzwischen die Forderungen des Prager Frühlings verstanden hatte.

Wahl-INTERMEZZO 1971

Unser Entschluss stand fest: Wir gehen nicht zur Wahl.

Gemeint war die Volkskammerwahl am 14. November 1971. Ich studierte damals in Rostock Theologie. Mit unserer zweijährigen Tochter lebten wir auf einem mecklenburgischen Dorf in zwei beheizbaren Dachkammern. Wasser holten wir im Sommer aus einem Wasserhahn auf dem Dachboden, der allerdings im Winter abgestellt wurde. So holten wir uns das Wasser dann aus dem Erdgeschoss. Gasanschluss gab es nicht. Gekocht wurde auf einem alten Feuerherd oder einer Elektroplatte, bei deren Gebrauch regelmäßig die Sicherungen aus dem Sicherungskasten flogen. Aber das war nicht der Grund, nicht zur Wahl zu gehen. Denn immerhin ging es uns mit unseren Dachkammern wohnungsmäßig noch besser als anderen jungen Paaren, die wegen der Wohnungsnot, mit ihrem Ehepartner und ihrem Kind in einer Dreizimmerwohnung bei ihren Eltern und jüngeren Geschwistern leben mussten.

Wir lebten von der Unterstützung der Eltern, meinem Stipendium und von dem Geld, das ich durch Nachtwachen im Krankenhaus oder das Kellnern am Wochenende verdiente.

Und jetzt kam der Konflikt. Meine Frau wollte wieder arbeiten, aber wir bekamen keinen Krippenplatz. Unser Antrag wurde mit der Begründung abgelehnt, dass Theologie kein volkswirtschaftlich nützliches Studium sei. Dafür mussten für die kleinen Kinder aus Offiziersfamilien die Plätze reserviert bleiben. Die Männer verdienten zwar ein Vielfaches, von dem was ein Student verdiente, aber dafür waren sie volkswirtschaftlich nützlich. So sprach die Staatspartei SED – und nur das war entscheidend.

Also gingen wir am 14. November 1971 nicht in das Wahllokal, um zu wählen.

Das brachte uns gegen 15.20 Uhr schon den Besuch von drei Wahlhelfern ein, die uns aufforderten, unserer sozialistischen Bürgerpflicht nachzukommen und zu wählen. Wir erklärten ihnen unsere Gründe, die sie aber naturgemäß auch nicht überzeugen durften, denn sie sollten ja Druck aufbauen. Meine Argumentation, dass ein Staat, der seiner sozialen Verantwortung nicht nachkomme für mich nicht wählbar sei, stieß auf taube Ohren. Dafür machten sie uns aber auf die Konsequenzen unserer Wahlverweigerung aufmerksam, ohne diese näher zu erläutern.

Die erläuterte mir zwei Tage später der Rektor der Theologischen Fakultät in Rostock, die schon am Montag von unserem unsozialistischen Verhalten informiert worden war. Der Theologieprofessor erklärte mir, dass ich jetzt endgültig den politischen Bogen überspannt habe, man nichts mehr für mich tun könne und sie der Exmatrikulation wegen sozialistischen Fehlverhaltens zustimmen würden. Mein Rauswurf stand unmittelbar bevor. Vorher hatte ich aber noch einen Anhörungstermin beim Rektor Prof. Heidorn der Universität Rostock, der naturgemäß Genosse der SED war. Das Gesprächsergebnis war für mich überraschend. Meine Wahlverweigerung konnte er nicht entschuldigen und tolerieren, auch wenn meine Beweggründe für ihn verständlich seien. Deshalb beließe er es bei einem Verweis, ich dürfte aber weiter studieren. Da verstehe einer die Welt. Der Theologieprofessor ließ mich im vorausseilenden Gehorsam schon fallen, während der kommunistische Rektor versucht hatte mich zu verstehen und mich weiter studieren ließ. Damals wusste ich noch nicht, dass etliche Theologieprofessoren auch für die Staatssicherheit arbeiteten.

Aber ich hatte Glück gehabt. Bei anderen ging es nicht so glimpflich aus. Wahlverweigerung in der DDR-Diktatur brachte politische Schwierigkeiten mit sich und bremste berufliche Weiterentwicklung und Karrieren. Dabei gab es eigentlich bei keiner Wahl etwas zu entscheiden. Denn nicht einzelne Parteien standen zur Wahl, sondern der Einheitsvorschlag der Nationalen Front, der von den Kommunisten aufgestellt worden war. Damit waren auch alle Abgeordneten – gleich welcher Partei – in ihrem Abstimmungsverhalten an die politischen Vorgaben der SED gebunden. Wahlkabinen waren zwar vorhanden aber ihre Benutzung wurde als Zeichen der Opposition zum System gewertet. Deshalb nutzte ich sie auch jedes Mal und strich akribisch jede Zeile des Wahlvorschlags mit meinem eigenen wasserfesten Stift durch. Diese öffentliche Art der Ablehnung war meine selbstgenommene Wahlfreiheit.

Alternativlos bleiben wir immer nur dann, wenn wir nicht selbst auf die Suche nach Alternativen gehen.

Natürlich wurde jeder Benutzer der Wahlkabine aufgeschrieben und namentlich an die Partei und Staatssicherheit weitergegeben. Diese werteten wiederum diese „unerhörten Vorkommnisse“ mit den Betrieben der Betroffenen aus, die dann ihre Maßnahmen trafen.

Ich gehe nicht wählen, sagte mir später eine ältere Frau aus Oybin. Ich gehe „falten“.

Sie meinte damit, in aller Öffentlichkeit den großen Wahlzettel zu falten und in die Wahlurne zu werfen. Das wurde als Bekenntnis zum Arbeiter-und-Bauern-Staat gesehen. Aber, sagte ich – weil ich ihre politische Einstellung kannte – in Ihrem Alter können Sie doch auch ehrlicherweise die Kabine benutzen. Sie lächelte. Nein, sagte sie ganz entschieden, die wollen betrogen werden, also betrügen wir sie. Außerdem brauche ich immer noch den Reisepass um meine Enkel im Westen besuchen zu können, das ist das alles nicht wert. So dachten viele. Ganz offensichtlich wurde so auf beiden Seiten betrogen. Viele Wähler mit vorgetäuschter Loyalität, der Staat mit der Fälschung der Wahlergebnisse. Fast konstante Wahlbeteiligung bei 98 % und meist 99,7 % für den Kandidaten der Nationalen Front. Nur Nordkorea hat bis heute bessere Daten.

Nachklang PRAG (1)

1980. Ich bin Pfarrer an der wunderschönen Bergkirche in Oybin, dicht an der tschechischen Grenze. Im März besuchen mich zwei Mitarbeiter des DDR-Fernsehens. Sie wollen Konzerte mit den weltberühmten „Prager Madrigalisten“ aufzeichnen und bitten um die Genehmigung, auch in der Kirche drehen zu dürfen. Den Mut, 1980 in einer Kirche drehen zu wollen, muss ich natürlich unterstützen und sage zu. So lernte ich den Musikwissenschaftler und Gründer der „Prager Madrigalisten“ Professor Miroslav Venhoda kennen.

Ein sehr sympathischer älterer Herr. Meine Frau und ich laden ihn zu uns ein. Er steht abends pünktlich vor der Tür. Unter den einen Arm hat er eine Flasche Wein, unter den anderen seine Hausschuhe geklemmt. Denn selbstverständlich zieht man seine Straßenschuhe vor der Wohnungstür aus. Wir reden über Gott und die Welt und meine Erlebnisse 1968 in Prag. Er sagt, dass er schon geahnt habe, dass er zu den richtigen Leuten käme. Dann erzählt er über die Folgen von 1968. Von seinem Schwiegersohn, der als junger Arzt 1968 eine Mediziner-Gewerkschaft gründen wollte, und dann 1970 auf ein kleines böhmisches Dorf verbannt wurde, das er seitdem bei Androhung von Gefängnisstrafe nicht verlassen durfte. Dafür werden alle seine Besucher vom Geheimdienst registriert. Es ist die Stunde der Denunzianten und Emporkömmlinge.

Er erzählt davon, dass die Repressionen selbst vor dem Tod nicht halt machen. Als ein Freund von ihm – ein sehr prominenter tschechischer Wissenschaftler – gestorben war, durfte der Zeitpunkt der Beisetzung in der Todesanzeige nicht genannt werden. Er hatte sich 1968 zu sehr politisch engagiert.

Damit die Angehörigen nicht seine Freunde und politisch Gleichgesinnten zur Beisetzung einladen konnten, wurde ihnen der Telefonanschluss abgeschaltet. Als der Geheimdienst dann mitbekam, dass die Familienangehörigen es aus Telefonzellen versuchten, bekam die Familie abends nach 20.00 Uhr die Mitteilung, dass aus technischen Gründen die Beisetzung schon morgens um 7.30 Uhr statt 17.00 Uhr nachmittags stattfinden müsste. Er erzählt von weltbekannten Künstlern und Wissenschaftlern, die nicht mehr auftreten und arbeiten dürfen. Wenn sie eine andere Arbeit suchen, verhindert der Sicherheitsdienst, dass sie welche finden. Sie arbeiten in den städtischen Abwasserkanälen und Müllbetrieben, putzen Fenster oder arbeiten als Heizer und Hausmeister. Ihre Kinder dürfen nicht studieren. Gemeinsam war ihnen, dass ihnen selbst der Zugang zu öffentlichen Bibliotheken versperrt wurde. Oder sie werden auf Dörfer verbannt, die sie nicht verlassen dürfen. Niemand darf über sie schreiben, nirgendwo dürfen sie erwähnt werden – sie sollen totgeschwiegen werden. Deswegen wird über sie nur noch geflüstert. Er erzählt, wie die Charta 77 – Mitverfasser ist Vaclav Havel – unter der Hand an Freunde weitergereicht wird, und wie die kommunistische Partei medienwirksam im Prager Nationaltheater eine Gegenveranstaltung organisiert hat, an der hunderte tschechische Künstler und Intellektuelle mehr oder minder freiwillig teilgenommen hatten um eine Anticharta zu verabschieden. Tausende unterschrieben sie in den nächsten Wochen.

Karel Gott versprach dort; mit noch schöneren Melodien einen Beitrag für den Marsch in ein glückliches Leben des Vaterlandes zu leisten. Das alles erzählt Professor Venhoda nicht laut und anklagend, sondern leise und ein wenig ironisch, wie einer, der weiß, dass nichts Bestand in dieser Welt hat. Wir frotzeln noch ein wenig über Karel Gott. Was wäre aus ihm geworden, wenn er sich nicht dem System zur Verfügung gestellt hätte? Venhoda grinst in sich hinein und meint, dass uns dann unersetzliche Gottsche Kunstwerke verloren gegangen wären, weil man dann im Tschechischen nichts mehr von ihm gehört hätte. Und nach einer Weile fügt er ironisch hinzu: Das kann einen den Sozialismus beinahe schon wieder sympathisch machen.

Später erzählt er dann noch vom „Prager Winter“. Einer Konzertreihe in Prag. Im Nationaltheater wird die Janacek-Oper „Libuse“ gespielt. Die sagenhafte Gründerin Prags Libuse prophezeit erschütternd: Ihr geliebtes tschechisches Volk werde zwar durch die Hölle müssen, aber es werde nie untergehen. Das klang schon in den Tagen der nationalsozialistischen Besatzung gefährlich.

Jetzt kommt bei diesen Worten schütterer Beifall auf. Von den wenigen Tschechen, die Eintrittskarten bekommen haben. Es ist zwar ein nationales tschechisches Festival, aber die Tschechen haben da kaum Zutritt. Es geht nicht nur um Kultur sondern auch um Devisen. Deshalb sitzen im Zuschauerraum nur Österreicher, Amerikaner und Westdeutsche. Westliches Bildungspublikum eben – das allerdings die Zusammenhänge nicht begreift. Deshalb auch nur schütterer Beifall. Spät nach Mitternacht geht er wieder in sein Hotel. Das fällt natürlich auf und wird von eifrigen Fernsehleuten an die Staatssicherheit nach Berlin und von dort aus nach Prag weiter gemeldet. Bevor die Dreharbeiten beendet sind, lädt er uns für die Schulferienwoche darauf in sein kleines Bauernhaus in einem böhmischen Dorf ein. 22 Häuser, 16 Milchkannen und eine kleine Kneipe. Gut und intensiv kontrolliert an der Grenze gehen wir abends zusammen nach unserer Ankunft in die Dorfkneipe. Der Wirt begrüßt uns schon vor der Tür und sagt: Sie sind schon da! Professor Venhoda meint, lasst uns über Musik reden, davon verstehen sie nichts. Als wir die Kneipe betreten, sitzen hinten an einem Ecktisch zwei Geheimdienstleute aus Prag. Seltsam, diese Typen sehen überall gleich aus. Wir essen und trinken und reden lange über Musik. Über diesen Abend habe ich in meinen Akten kein Protokoll gefunden. Offensichtlich war man in den Stasizentralen in Berlin oder Prag an kulturellen Dingen nicht so sehr interessiert.

Leider ist Professor Miroslav Venhoda am 10.5.1987 gestorben.

Wir hätten 1989 noch gerne mit ihm im „U Kalicha“ bei unseren Freunden Tomas und Pavel Töpfer darauf angestoßen, dass die Geschichte – Gott sei Dank! – keine Sieger kennt. Es hätte Professor Venhoda bestimmt erfreut, dass die Hausmeisterposten 1989 in Prag wieder neu umbesetzt wurden.

Einige der Dissidenten, die sie innehatten, wurden zum Minister berufen – wie mein Freund Dienstbier – oder nahmen wieder führende Posten in der Gesellschaft an. Dafür nahmen dann einige der alten kommunistischen Parteigarde ihre Plätze als Hausmeister ein. Manchmal könnte man glauben, Gott sei ungeheuer ironisch.

Nachklang PRAG (2) Mai 2008.

Mit sehr sympathischen, in der Euregio sehr engagierten jungen Tschechen sitze ich auf dem Marktplatz in Liberec (Reichenberg) vor einem Kaffee. Sie sind alle nach 1970 geboren. 150 m von uns entfernt an der Vorderfront des herrlichen Rathauses erinnert eine Gedenktafel mit neun Gliedern einer Panzerkette an die Opfer von 1968. Jedes Glied dieser Panzerkette trägt einen Namen. Gegen 7.45 Uhr eröffnete ein sowjetisches Spezialkommando am 21.8.1968 von einem Schützenpanzerwagen aus das Feuer auf vor dem Rathaus versammelte Demonstranten. Sechs Menschen starben, mehr als 40 wurden verwundet. Gegen Mittag fuhr ein Panzer in ein Haus (gegenüber dem Rathaus) und brachte Teile davon zum Einsturz. Dabei kamen drei Menschen ums Leben. Trotz dieses Schocks gab es etliche, die mit viel Einfallsreichtum ihren Protest fortsetzten. Sie nutzten Lücken in der Marschkolonnen der Sowjetarmee, um an Kreuzungen ohne (sowjetische) Regulierungsposten den Armee-Tross erfolgreich in falsche Richtungen umzuleiten. So fuhren die sowjetischen Schützenpanzerwagen in alle Richtungen, nur nicht nach Prag. Am 23. August waren sämtliche Straßenschilder der Innenstadt ausgetauscht. Jede Straße hieß nun „Dubčekova ulice“ (Dubčekstraße) Damit wollten sie den Okkupanten die Orientierung nehmen, andererseits aber auch die Verbundenheit mit Parteichef Dubček zeigen. Ich rede mit den jungen Tschechen über diese Zeit. Sie wollen unbedingt an dieses Ereignis 1968 erinnern. Aber sie haben ein Problem. Sie finden kaum Zeitzeugen. Die Ereignisse des Prager Frühlings sind bei uns nicht sehr populär, sagt der eine. Und ein anderer ergänzt, es ist er gar nicht so einfach aus dieser Zeit Helden und Demonstranten von Mitläufern und Angepassten zu unterscheiden, Oftmals würden die Lebensläufe beides hergeben. Wenn man neben dem Ereignis 1968 auch das Vorher und Hinterher in den Lebensläufen berücksichtigt. Was wäre zum Beispiel, fragt einer, wenn unter den neun Toten ein Geheimdienstspitzel gewesen wäre, der eigentlich den Auftrag gehabt hätte die anderen Demonstranten zu bespitzeln und so zufällig von seinen eigenen Auftraggebern erschossen worden wäre? Wie wäre er einzuordnen? Als Held oder als Denunziant?

Ich zitiere den polnischen Schriftsteller Stanislaw Lec:

Geradlinige passt in den Kurven auf!

In unseren eigenen Biografien ist doch auch von allem etwas anzutreffen. Heldentum hat man nicht auf Vorrat. Wobei Helden nie besonders beliebt sind, es sei denn, sie treten im Film auf.

Im realen Leben führen sie den anderen doch nur ihr Versagen vor und machen ihm ein schlechtes Gewissen. Wer will das schon aushalten? Aber es gibt zugespitzte geschichtliche Situationen, wo wir von unseren eigenen Überzeugungen geleitet, instinktiv das Richtige tun. (Was sich hinterher als sehr dumm herausstellen kann, weil es unser Leben und unsere Karriere verändert hat.) Nur das alles setzt voraus, dass man eine Überzeugung hat. Eine Überzeugung, die auf Wertigkeiten basiert. Vielleicht kann man sich so den geschichtlichen Ereignissen von 1968 am ehesten nähern.

Für welche Werte gingen die Demonstranten 1968 auf die Straße, riskierten ihr Leben oder ihre Lebensentwürfe? Und, kann man ohne solche Werte in einer Gesellschaft leben, in der die Mitmenschlichkeit abbröckelt, in der sich Menschen erst unterwerfen müssen, um sich dann zu verkaufen. Man hat nie alle richtigen Antworten auf alle Fragen parat. Man muss sie sich selbst erarbeiten. Manchmal kann man auch die Richtigen fragen. Nur dazu muss man sie ausfindig machen! Selbst auf die Suche gehen!

Sehr gerne wird davon gesprochen, dass man ein Licht in der Gesellschaft anzünden müsste, damit es heller und wärmer wird.

Am 16. Januar 1969 gab es eine Fackel Nummer eins. 10 Studenten der philosophischen Fakultät in Prag hatten sich zusammengetan, weil sie philosophisch nicht mehr über das reden durften, was noch vor dem 21. August möglich war. Ihre Wahrheitssuche war in Gefahr. Es waren gesunde kluge junge Leute, die niemanden aufnahmen, der psychische Probleme hatte.

Nicht aus Überheblichkeit, sondern aus der Furcht, dass die kommunistische Propaganda sie als Psychopathen in der Öffentlichkeit darstellen könne. Sie wollten ein Zeichen setzen. Es wurde gelost. Die Fackel Nummer eins hieß Jan Palach. Er war 21 Jahre. Am 16.1.1969 gegen 15.00 Uhr übergoss er sich am Prager Wenzelsplatz mit Benzin und zündete sich an. Zwei Tage später starb er. Einige Monate zuvor hatte sich am 8. September 1968 der Pole Ryszard Siwiec in Warschau als Protest gegen den Einmarsch verbrannt. Die kommunistische Verschweigenstaktik funktionierte so gut, sodass es selbst heute kaum noch jemand weiß.

**Auch deshalb muss daran erinnert werden, weil sonst jene gewinnen würden, die die Menschenrechte mit Panzerketten zermalmten und die Menschen mental zu kleinen verfügbaren Zwergen machen wollten.
Denn das will doch bestimmt keiner von uns sein.**

Nachklang PRAG (3) 20.08.2008 in Liberec

Ich war sehr gespannt. Eine Fotoausstellung in Liberec, die an den 21.8.1968 erinnern sollte, wurde am Vorabend eröffnet. Ein wichtiger Prager Politiker – dessen Wichtigkeit an der Blaulichtkolonne erkennbar war – hielt die Rede. Junge Journalisten, genauso desinteressiert wie die meisten ihrer Hörer und Leser, interviewten bekannte Persönlichkeiten, die zu dem Tag zwar keinen Bezug hatten, nur da waren und wie immer etwas zu sagen hatten. Hinterher gab es so Sushi und Wein, Bier, Saft, dunklen Espresso und nette Gespräche. Ein Gedenktermin war wieder abgehakt.

Allerdings nicht für alle! Obwohl sie nicht im Übermaß beachtet wurde, war diese Gruppe kaum zu übersehen. Sie waren alt geworden. Aber der 21.8.1968 war ihr gemeinsamer Schicksalstag, weil sie sich dem Einmarsch der Russen in ihre tschechische Heimat widersetzen. Sie kannten sich nicht alle, denn der Widerstand war unorganisiert.

Da war der damals noch junge, vom menschlichen Kommunismus überzeugte Lehrer, der wegen antikommunistischer und antisowjetischer Hetze aus dem Schuldienst entlassen wurde und bis 1989 als Bauarbeiter arbeiten musste. Er hatte mit anderen zusammen sämtliche Straßenschilder der Innenstadt ausgetauscht. Jede Straße hieß nun „Dubčekova ulice“ (Dubčekstraße). Damit nahmen sie den Russen die Orientierung und sich selbst die Aussicht auf Karriere.

Da war die Frau, deren ältere Schwester erschossen wurde, als früh um 7.45 Uhr aus einem russischen Panzer – ohne Vorwarnung – das Feuer auf die vor dem Rathaus friedlich versammelten Demonstranten eröffnet wurde. Sie wäre jetzt 66 Jahre alt, sagt sie mit leiser Stimme. Ihre Eltern sind nicht nur am Tod der Tochter verzweifelt, sondern auch an der Tatsache, dass Kommunisten Kommunisten umgebracht haben.

Als der Vater diesen Kummer zu öffentlich machte, bekam er vom Geheimdienst den Hinweis, doch wenigstens noch an die Zukunft der noch verbliebenen Tochter zu denken.

Da verstummte er ganz. Da war der jetzt 73-Jährige, der damals als tschechischer Militärfotograf die spektakulären Fotos von dem Panzer machte, der auf dem Rathausplatz ein Wohnhaus zum Einstürzen brachte. Aus dem Büro der Kommunisten wurde das Bild in die Welt gefaxt.

Später fahndete der Geheimdienst nach dem Fotografen, den die Angst vor der Entdeckung nie verließ. Er hatte die Negative in einer Kassette im Museum versteckt, wo er sie 1989 wieder hervorholte. Jetzt können sie alle sehen, wenn sie denn wollten und dabei lernen – es gibt keine Helden, aber Situationen, wo wir von unseren eigenen Überzeugungen geleitet, instinktiv das Richtige tun müssen.

Denn Zivilcourage brauchen wir immer!

September 1976

Am 18. August 1976 verbrannte sich in Zeitz Pfarrer Oskar Brüsewitz als Protest gegen den Unterdrückungsmechanismus des DDR-Regimes. Daraufhin wurde er in der kommunistischen Schmähpöste „Neues Deutschland“ verleumdet und als geistesgestört dargestellt. Die in der Kirche tätigen IMs der Staatssicherheit verstärkten diese Aussagen. Ich war zu der Zeit Pfarrer in Oybin und Studentenpfarrer in Zittau. Wobei mir klar gemacht wurde, dass ich Hochschule und Internate nicht betreten durfte. Wenn ich in der hochschuleigenen Kneipe ein Bier trinken wollte, wurde ich nicht bedient. Später wurde dieses Verdikt aufgehoben. Ich habe aus den zahlreichen Berichten der Staatssicherheit einen gefunden, aus dem ich kurz zitieren möchte: „Am Dienstag, den 10.11. 1982 war ich in der Studentengemeinde Dresden zum Vortrag „Du sollst nicht töten“ des Pfarrers Eggert aus Oybin. In diesem Zusammenhang sprach er auch davon, dass diese Gesellschaft sich ein Feindbild selbst schaffe, um das Volk auf die Seite seiner Führung zu bringen. So meinte er, dass wir in der DDR auch unsere Feinde brauchen, auf die wir die Verantwortung von 30 Jahren Wirtschaftsschwierigkeiten schieben können. Der Frieden existiere nur zurzeit noch unter Androhung von Angst und Gewalt. So meinte Eggert, dass wir ja auch in der DDR Institutionen haben, die von der Angst anderer leben.“

Was eine eindeutige Anspielung auf das MfS war.“

Das ist doch erstaunlich. Ich hatte es gar nicht gesagt und der Spitzel war von alleine darauf gekommen, dass nur das Ministerium für Staatssicherheit gemeint sein könnte ... „Zu seinem Vortrag waren ca. 300 Personen erschienen, die begeistert zuhörten und auch bei lustigen Anmerkungen, wie zum Beispiel über das MfS (siehe oben) in Heiterkeit und Fußtrampeln ausbrachen.“ Man kann ja heute ein wenig lächeln über diese Berichte. Aber wenn ich den Studenten in einem neuen Semester immer sagte: „Der Heilige Geist und die Staatssicherheit sind allgegenwärtig. Vom Heiligen Geist glauben wir das, von der Staatssicherheit wissen wir das.“, dann war das ja auch immer als Warnung gemeint. Wir waren nie allein. Am ersten Septemberwochenende 1976 hängte ich öffentlich in die Schaukästen folgende Einladung zum Gottesdienst:

Da das Neue Deutschland falsche Informationen über den Tod des Pfarrers Brüsewitz bringt, geschieht am Sonntag um 9.30 Uhr im Gottesdienst eine Richtigstellung.

Viermal wurden die Plakate entfernt. Ganz offen von der Staatssicherheit, die im Wartburgvorfuhr. Ich erhielt telefonische anonyme Warnungen, an mich und meine Familie zu denken. Ich bat einen befreundeten Kollegen, den Pfarrer Günther Pilz aus Mittelherwigsdorf, an diesem Sonntag anwesend zu sein, da ich mit meiner Verhaftung rechnete. Am Sonntagvormittag war der Weg zur Kirche von Parteifunktionären gesäumt, die die ihnen namentlich bekannten Gottesdienstbesucher aufschrieben. Rund 180 Menschen kamen zum Gottesdienst. Als wir nachmittags auf unserer Veranda saßen, wunderten wir uns über die vielen Oybiner, die an unserem Haus vorbeigingen und auf die Veranda sahen. Später hörten wir, dass das Gerücht gestreut worden sei, ich wäre verhaftet worden. Damit kannte ich die Reaktion der Bevölkerung. Sie war nicht gerade mutmachend.

Trotzdem, in diesen Tagen verlor ich meine Angst und beschloss offen und verantwortlich meine Kritik an dem DDR-System anzubringen. Denn ich wollte es verändern. Nicht abschaffen.

In den Folgejahren suchten mich immer mehr Menschen aus der ganzen DDR auf, die mit ihren politischen Problemen nicht mehr klarkamen. Darunter viele Ausreisepostulantinnen, die Restriktionen und Repressionen in Kauf nahmen, um die DDR verlassen zu können. Die Zahl der Antragsteller, die bei den meisten Anträgen mehrere Personen umfassten, stieg von 8400 im Jahre 1977 über 57.000 im Jahre 1984 auf über 120.000 im Jahre 1989.

Insgesamt genehmigten die Behörden zwischen 1961 und September 1989 etwa 550.000 Personen die „Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR“ und damit die Ausreise. Ausreiseartragsteller galten als „negativ-feindliche Elemente“, die unter Beobachtung gestellt werden sollten und berufliche und alltägliche Diskriminierungen hinnehmen mussten.

September 1980

Ein Ehepaar in Oybin – beide Genossen und nicht in der Kirche – lädt mich ein. Sie haben vier Kinder und wohnen schon einiger Zeit im Ort. An diesem Abend verbrennen sie vor mir ihre Parteidokumente. Sie kommen aus unterschiedlichsten Gründen mit dem System nicht mehr klar und wollen einen Ausreiseartrag stellen. Ich bespreche mit ihnen die Situation und weise sie auf alle Schwierigkeiten hin. Ich frage mich schon lange nicht mehr, ob dieses eine Provokation oder mir gestellte Falle ist. Dann würde ich selbst mich als Pfarrer aller Arbeitsmöglichkeiten berauben. Sie haben schlechte Wohnbedingungen. Er hängt ein Plakat aus dem Fenster: Man verweigert uns die Ausreise aus diesem Stall. Als ich am Haus vorbeikomme, wird er gerade abgeführt. Gegen den Widerstand einiger Stasi-Männer schaffe ich es bis in die Wohnung. Erfolgte Hausdurchsuchung. Alles durcheinander geschmissen, vieles zerstört. Die Mutter und ihre älteste Tochter werden verhaftet. Ich will die anderen Kinder mit zu uns nehmen. Es wird verweigert. Sie kommen ins Heim, um jeden Morgen dort daran erinnert zu werden, dass ihre Eltern Verräter sind. Das jüngste Kind – sieben Monate alt – ist von der Staatssicherheit schon in ein anderes Heim gebracht worden. Der Mutter werden schon im Auto (VEB Backkombinat Dresden – steht auf dem getarnten Wagen) die Zähne eingeschlagen, weil sie verzweifelt nach ihren Kindern ruft. Ich schreibe einen Brief an die SED-Kreisleitung und natürlich an Erich Honecker, wie ein solches Vorgehen mit dem humanistischen Sozialismus zusammenzubringen ist. Keine Antwort! Ich gebe einer Journalistin von der Hamburger Zeit alle Familiendaten. In der Nacht, in der ich zu ihr nach Berlin fahre, verfolgt mich die Staatssicherheit mit drei PKWs, die sich ablösen – lese ich später in meiner Akte. Zwei Jahre später wird die Familie von der BRD abgekauft. Kaum dort angekommen besucht sie ein Rentner aus Oybin, um ihnen klarzumachen, dass der Oybiner Pfarrer nur so viel Einfluss hat, weil er selber für die Staatssicherheit arbeitet. In meiner politischen Seelsorge erfahre ich immer mehr über Gewalt und Demütigung durch das DDR-Regime.

Langsam glaube ich nicht mehr an die Möglichkeiten des Sozialismus mit menschlichem Antlitz. Nur was gegen dieses bis an die Zähne bewaffnete Regime setzen? Meine Überlegungen bewegen sich jetzt in die Richtung.

Reise-INTERMEZZO

Bis 1986 konnte ich noch nicht einmal über die innerdeutsche Grenze träumen.

Mir fehlte vom anderen Teil Deutschlands die reale Vorstellung.

Dann durfte ich für zehn Tage die DDR verlassen und nach Trier fahren, um das erste Mal in meinem Leben meinen Vater zu sehen.

Nach 40 Jahren hatte ich ihn endlich gefunden. Eine Geschichte für sich.

Ohne Vater wird man nicht erwachsen. Ich zumindest!

Ich fuhr das erste Mal, in meines Vaters Land, am Rhein und an der Mosel entlang und erkannte die Landschaften wieder. Sie waren mir vertraut durch Dichtung, Malerei und Musik.

Es gab keine Fremdheit. Sie gehörten genauso zu mir wie Heinrich Heines „Deutschland ein Wintermärchen“ oder „Die Lorelei“, die ich jetzt das erste Mal sah oder meine Geburtsstadt Rostock und mein Wohnort Oybin. Mein Heimatbegriff vergrößerte sich.

Deshalb: Ich lebe gerne in Deutschland, weil Deutschland meine Heimat ist. Man muss nicht stolz darauf sein, aber sehr froh. Ich bin fest davon überzeugt, dass der Mensch eine Heimat haben muss, um keine Angst vor der Fremde oder vor Fremden zu haben. Wer verwurzelt ist, übersteht auch so manchen Sturm. Vielleicht sieht man es aus der Ferne, mit dem notwendigen Abstand, manchmal schärfer und wird dabei etwas weiser. Allerdings müssten wir Deutschen mit unserer ungeheuren Reiselust, dann zu den klügsten Völkern gehören. Gehören wir aber nicht. Man kann auch viel reisen und nichts begreifen. 1986, in dieser Zeit des Gleichgewichts des Schreckens – wobei der Schrecken bei uns angesiedelt war – durfte ich meinen Vater nur ein einziges Mal für zehn Tage sehen. Da er schon sehr krank und nicht reisefähig war, haben unsere vier Kinder ihren Großvater nie kennengelernt. Denn sie durften nicht zu ihm reisen. Obwohl sie zur gleichen Zeit unter einem Himmel in Deutschland lebten. Geteilter Himmel, geteiltes Land und verfluchte Grenze! Wie viele ähnliche Geschichten waren mir oftmals unter Tränen erzählt worden. Wie viele Tränen sind in diesen Jahren auf beiden Seiten der Grenze geweint worden. Anfang der Achtzigerjahre war ich mit einer Frau, deren Mutter zur gleichen Zeit auf einem Hamburger Friedhof beerdigt wurde, auf den Oybiner Friedhof gegangen um der Mutter zu gedenken. Vergeblich hatte die Tochter in den vorausgegangenen Monaten versucht, eine Reiseerlaubnis zu ihrer schwer erkrankten Mutter zu bekommen. Es war damals nicht nur die Ablehnung, die ihr so sehr zu schaffen machte. Es war auch die Art und Weise, wie sie auf diesem Amt behandelt wurde. Als ihr die Reise zur schwerkranken Mutter abgelehnt wurde und sie fragte, was sie machen solle, wenn ihre Mutter sterbe, war die schnippische und kränkende Antwort der Genossin: „Dann erübrigt sich endlich Ihr Reiseantrag.“ Gesetz ist Gesetz. Gar keine Frage. Aber muss ein unmenschliches Gesetz auch noch durch ein unmenschliches Verhalten in seiner Wirkung verstärkt werden? Die Grenzen sind gefallen. An der freundlichen und menschlichen Behandlung auf den Ämtern wird weiter gearbeitet.

Kommunalwahlen im Mai 1989:

Am Anfang verstand ich die Empörung über die Wahlfälschung nicht. Denn die Wahlen waren doch immer gefälscht worden. Aber der Versuch, den DDR-Staat mit seinen verlogenen blumigen Aussagen über Frieden, Völkerfreundschaft und das menschlichste und wahrhaftigste System ernst zu nehmen, um ihn dann mit sich selbst zu konfrontieren, das war genial und läutete das Ende der DDR ein. Wir maßen die DDR an ihren eigenen Aussagen. Mit sehr viel Mut und persönlichem Einsatz. Das war der Auslöser. Es scheint in Vergessenheit geraten zu sein, dass die DDR-Diktatur gestürzt worden ist, weil wir freie Wahlen für ungeheuer wichtig hielten und nicht nur Stimmvieh für eine Diktatur sein wollten. Das war unter unserer – neu erwachten – Würde. (Auch deshalb gab es bei der ersten freien Volkskammerwahl am 18. März 1990 eine Wahlbeteiligung von 93 %. Das war ein weitaus wichtigeres Zeichen als das Wahlergebnis selbst.

Das erste Mal nach langer, langer Zeit stand das Wahlergebnis nicht schon vorher fest und der Einzelne hatte das Gefühl, dass eine eigene Stimme wichtig ist und zählt.)
Aber zurück zum Frühjahr 1989.

Denn der Kaiser war schon seit Jahren nackt, wie es ein Märchen von Andersen bebildert. Aber nackt ist nicht tot und schon gar nicht ungefährlich. Aber die Diskussionen in der Kirche waren genauso kontrovers, wie die Diskussionen in der Gesellschaft. Ich weiß noch wie ich mit dem Landesbischof im August 1989 auf dem Pfarrertag einen offenen Streit hatte, weil er der Meinung war, wir dürfen die Kirchen nicht für das Neue Forum öffnen und ich der Meinung war, wenn wir jetzt die Kirchen für das Neue Forum nicht aufmachen und ihnen ein schützendes Dach geben, dann habe ich eigentlich 10 Jahre umsonst gepredigt. Er war anderer Meinung, aber er hatte auch eine andere Verantwortung. Während viele westdeutsche Politiker und Wissenschaftler, vornehmlich aus dem linken Lager, der DDR noch Stabilität und Zukunft attestierten, hatte sich schon längst eine allgemeine Perspektivlosigkeit bis weit in den Funktionärskorps der SED verbreitet. Die einen – die Mehrheitsbevölkerung – wollten nicht mehr, die anderen – die Führungskader in Partei, Staat und Gesellschaft – konnten nicht mehr.

07. Oktober 1989!

40. Staatsfeiertag der DDR.

In der Oybiner Bergkirche feierten wir Erntedank.

Auf der Einladung war vermerkt: Damit wir an diesem Tag auch etwas zu feiern haben. Das weiß ich nach 20 Jahren noch deshalb so genau, weil ich den Text und die Plakate in meinen Staatssicherheitsakten wiedergefunden habe. Der Trompeter aus Cottbus kam eine Stunde zu spät zum Konzert: Vier Mal Polizeisperren an der Grenzstraße zu Polen, vier Mal musste er seine Instrumentenetas öffnen. Wirklich nur Trompeten. Nach dem Konzert sprach mich ein Ehepaar an. Sie hatten Tränen in den Augen. Der Junge sei mit Freunden verschwunden. Richtung Ungarn. Ein Zettel: Wir rufen euch aus dem Westen an. Der andere Sohn war in Berlin bei den Grenztruppen. Urlaubssperre. Abends war ich fassungslos. Vor dem Fernseher. Jubelnd ziehen Massen in Berlin am Generalsekretär der SED und Staatsratsvorsitzenden der DDR und Vorsitzenden des Verteidigungsrates usw. vorbei. Später würden die Marschierer sagen, ihre geballten Fäuste in Richtung Tribüne waren ihr Protest. Die lachenden Gesichter waren nur Tarnung. Warum durfte ich erst 1990 erfahren, unter lauter Widerstandskämpfern gelebt zu haben?

Sie hatten sich wirklich gut getarnt.

Im Palast der Republik – auch respektlos Erichs Lampenladen – genannt, moderierte Carmen Nebel charmant die angemessene Trauerveranstaltung zur freudigen Polit-Geburtstagsfeier um. Die dort auftretenden Künstler murmelten später etwas über Zwang, die leider vorher erkrankten über Widerstand. Gorbatschow äußerte sich in Berlin sybillinisch über die Entwicklung in der DDR. Was er nicht wusste: In wenigen Monaten würde sein Imperium zusammenstürzen.

08. Oktober 1989. Unser Sohn kam von einer Schulveranstaltung aus dem Pionierlager zurück. Wir wussten nicht – woher auch – dass es ein Internierungslager werden sollte. Dass wir auch auf der Liste standen. Seine Frage: Wisst ihr schon, dass die NVA an der Grenze steht? Er meinte unsere Grenze. Wir wohnten 130 m von der tschechischen Grenze entfernt. Ich machte einen Erkundungsspaziergang. Kinderwagen lagen in den Gebüsch. Sie hinderten bei der Flucht. Familien versuchten illegal über die tschechische Grenze nach Ungarn zu kommen. Rostocker, Berliner – Sachsen sowieso. Nachbarn, aufmerksame Grenzhelfer, informierten ihre zuständigen Dienststellen. Ihr Kommentar später: Weißt du, sonst wäre ich dran gewesen. Ich weiß. Aber jetzt waren erst einmal die Ertappten dran. Die Flüchtigen wurden auf LKWs verladen. Männer, Frauen und Kinder. Ins Gefängnis. Warum blieben sie nicht? Die Wende kam doch. Haben wir doch alle gewusst. Oder? Ich ging weiter bis an die Grenze. Im doppelten Sinn. Zwei junge Soldaten, mit MPI bewaffnet: Bürger, Ihren Personalausweis! Ich sagte: Ich bin der Ortspfarrer, ich trage meinen Ausweis nie dabei, wenn ich durch den Ort gehe. Entschuldigen Sie, sagt der Eine, das haben wir nicht gewusst. Sie sind aber verpflichtet, sagte der Andere matt. Die sollen erst einmal in Berlin ihre Pflicht tun, sagte ich. Sie nickten. Am liebsten hätten sie ihre Knarre an einen der umweltgeschädigten Bäume gehängt und wären in Richtung Ungarn hinterhergelaufen.

Vielleicht, sagte ich zu meiner Frau, hält sich das hier nicht mehr lange. Vielleicht?

Aber wenn, dann musste jede Möglichkeit genutzt werden. Dieser menschenverachtende Staat musste weg!

Ab jetzt war jeder Tag, jede Woche politisch anders. Von den Möglichkeiten her, aber auch durch die Schnelligkeit sich gestaltender politischer Prozesse.

Man kann diese Prozesse zusammenfassen:

Der Untergang des SED-Staates demonstriert die entscheidende Grenze totalitärer sozialistischer Regime: Der Wunsch der Menschen nach Freiheit und Wohlstand lässt sich allenfalls kurzfristig durch das Versprechen auf eine neue, bessere Zukunftsgesellschaft verdrängen.

Eine Einladung zur Gründung einer neuen sozialdemokratischen Partei konnte ich nicht wahrnehmen. Ich musste eine Beerdigung halten. Wie viele Theologen auch, empfand ich mich in dieser Zeit als ein Katalysator, der Denkprozesse beschleunigte. Dazu hatte ich jahrelang vor- und nachgedacht. Aber welche Strukturen waren am schnellsten zu verändern und zu gebrauchen? Diese Frage wurde für mich zur Kardinalsfrage. Natürlich arbeitete ich im Neuen Forum mit. In der großen Geschichte

spricht man immer von großen Persönlichkeiten: Gandhi, Martin Luther King, Nelson Mandela, Walesa, die irgendwann Zivilcourage zeigten und dadurch die Steinchen lostraten, die zur Lawine geworden sind. Nein, es waren hier in Zittau die sogenannten Durchschnittsmenschen aus unserer Region. Ohne sie und ohne die Steinchen, die sie losgetreten haben, wäre diese Wende nicht denkbar gewesen.

19. Oktober 1989 – abends!

Das Neue Forum hatte in die Johanniskirche eingeladen. Die Zittauer gingen auf die Straße. Wird erzählt und geschrieben. Das hört sich gut an, stimmt aber nicht ganz. Die meisten Zittauer blieben nämlich zu Haus und schauten interessiert oder erschrocken hinter den Gardinen denjenigen hinterher, die den Mut hatten, sich an diesem Abend auf die Straße zu begeben. Die Johanniskirche war innerhalb kürzester Zeit gefüllt. Die anderen Kirchen wurden aufgetan. Die Redner des Neuen Forum mussten – allein – von Kirche zu Kirche und ihren Text jedes Mal wieder neu präsentieren. Allen war etwas mulmig, denn keiner wusste ob er unterwegs verhaftet würde. Den Grund für die Zurückhaltung der Bevölkerung konnte nur der begreifen, der wusste, dass an diesem Abend die Polizei, die Staatssicherheit und die Offiziershochschule in Alarmbereitschaft waren. An diesem Abend waren die Entschlossensten und Couragiertesten auf die Straße gegangen und hatten dazu beigetragen, dass man auch in Zittau die Angst verlor. Es hört sich seltsam an. Aber Geschichte ereignet sich auch in dem winzigen historischen Augenblick, wenn sich der Einzelne von seiner Sofaecke erhebt, den Fernseher ausschaltet und sich auf den Weg zu irgendeiner Kirche, einer Zusammenkunft oder später einer Demonstration macht. Als in Berlin am 9.11.1989 die Mauer bröckelte, demonstrierten tausende Oberlausitzer, Männer, Frauen und Kinder mit Kerzen in der Hand auf dem Zittauer Ring. Ihre brennenden Kerzen setzten sie auf die Mauern vor der verdunkelten Stasi-Zentrale, aus der sie eifrig gefilmt wurden. Es nutzte nichts mehr. Die Zittauer hatten ihre Angst verloren. Natürlich war ich dann an den Runden Tischen. Natürlich löste ich die Kreisdienststelle der Staatssicherheit in Zittau mit auf. Besetzte wäre richtiger, denn zum Auflösen gab es nichts. Leergefegte Kellergewölbe, die vor kurzem noch mit den berühmten Akten angefüllt waren. Entweder vernichtet oder nach Dresden verbracht. Natürlich arbeitete ich in der Kommission gegen Wahlbetrug und Korruption mit. Natürlich trugen wir unsere Erkenntnisse bei bitterster Kälte auf dem überfüllten Markt vor dem erbarmungswürdig verfallenen Salzhaus vor, während in der Offiziershochschule Zittau viele bewaffnete Offiziersschüler auf einen Einsatzbefehl hofften, um diesem „konterrevolutionären Spuk“ ein Ende machen zu können. So hatte jeder in dieser Zeit seine von den Ereignissen geprägte Motivation. Meine Motivation war einfach. Ich konnte doch nicht 16 Jahre lang predigen, dass unmenschliche Verhältnisse menschlicher gestaltet werden und dann in meiner Kirche sitzen bleiben. Aber dann kam der Konflikt in den eigenen Reihen. Was wir nicht wollten, darüber waren wir uns einig. Das Ziel war ursprünglich die Abschaffung dieser menschenverachtenden Strukturen innerhalb der DDR. Aber als ich zum ersten Mal am **7. Dezember 1989** in Zittau auf dem Markt davon sprach, dass wir eigentlich die Chancen nutzen müssten, ein Volk zu werden, kam es zum Bruch mit dem Neuen Forum. Die Schilder der Demonstranten „Wir sind das Volk!“ wurden durch die Schilder „Wir sind ein Volk!“ abgelöst. Mir war klar geworden, wir würden es nicht schaffen, innerhalb der Strukturen dieses Systems das System menschlicher und demokratischer zu gestalten. Auch nicht mit einem dritten Weg, der vehement und intensiv diskutiert wurde. Helmut Kohl erzählte mir später einmal, dass dieser Schilderwechsel und der Einheitsruf auf den ostdeutschen Straßen sein Motiv gewesen sei, möglichst schnell Gespräche mit den Alliierten über die Möglichkeiten der Deutschen Einheit zu führen. Für mich damals war klar: Alle Pläne einer schrittweisen Annäherung oder eines langfristigen stufenweisen Übergangs zur Einheit gingen an der Wirklichkeit vorbei. Ohne Deutschland zu einen, würde man auch Europa nicht einen können. Und wir würden weiter in unserem Zittauer Zipfel sitzen müssen, ohne ihn regional nach allen Seiten zu öffnen.

Deswegen war der **dritte Weg**, der dann vehement und intensiv diskutiert wurde für mich keine Option. Aber auch die Politikfähigkeit des Neuen Forums war für mich damit erschöpft. Sie löste zwar mit ihren Selbstzweifeln Entzücken in der westlichen Linken aus, aber gleichermaßen auch Hoffnung bei Modrow und seiner angeblich geläuterten Truppe. Was wäre denn geworden?

Gerade die, die immer den dritten Weg beschworen haben, wie mein Kollege Schorlemmer, der ja auch Studentenfarrer war, hätten sich großen Gefahren ausgesetzt. Die Staatssicherheit hätte sich umbenannt in „Amt für Nationale Sicherheit“ – das hat sie ja dann unter Modrow auch. Zwei oder drei Funktionäre hätten sie in die Wüste geschickt, die anderen wären alle mit reinen Händen dageblieben. Die Strukturen wären verdeckt geblieben und in einigen Jahren hätte man uns in die Lager eingesperrt, die schon lange geplant waren, für all diejenigen, die sich in dieser Zeit nach vorne gewagt haben. Mir war klar, eine Vermischung beider Systeme – DDR und BRD – geht nicht.

Genauso wenig, wie ich lobend den Autobahnbau der Nazis erwähnen kann, ohne fahrlässigerweise die Folgen des Gesamtsystems zu vernachlässigen. Heiß wurde der sogenannte „dritte Weg für unser Land“ diskutiert. Wie wäre es denn jetzt, wenn wir den dritten Weg mit zwei deutschen Staaten gewagt hätten? Wie hoch wäre heute die Verschuldungsquote. Schon 1989 bezahlte die DDR Zins- und Tilgungsraten in der Höhe von 6 Milliarden DM. Das waren die gesamten Exportgewinne eines Jahres. (Schalk-Golodkowski) Wie hoch wäre denn das Arbeitslosengeld? Wie hoch wäre denn jetzt die soziale Absicherung? Wie viel Altbausubstanz wäre denn in diesen 15 Jahren noch eingefallen? Dann bewegten uns in Zittau ganz andere Fragen. Wenn wir die alten Staatskader nicht mehr haben wollten, wer sollte dann in einem neuen demokratischen System politische Verantwortung übernehmen? Es waren ewig währende und lange Diskussionen mit meinem Kollegen Lothar Alisch, der für mich in bewundernswerter Weise in DDR-Zeiten den schwierigen Weg vom Hauptmann der Nationalen Volksarmee zum Pfarrer gemeistert hatte. Er suchte, ganz genauso wie ich, zu DDR-Zeiten mit jedermann das Gespräch, ohne Berührungängste mit Andersdenkenden oder SED-Genossen zu haben. Er war inzwischen für das Neue Forum wortführend.

Wir hatten natürlich aufgrund unserer gemeinsamen Erfahrung als Theologen in der DDR und als Freunde eine ganz besondere Gesprächsgrundlage. Die Frage, die wir diskutierten, war: Wie schuldig kann man werden, wenn man sich in schwierigen Zeiten der Verantwortung entzieht? Mussten nicht gerade wir, die wir schon seit Jahren Veränderungen angemahnt hatten, die wir ein großes Vertrauen in der Bevölkerung besaßen, jetzt selbst – wenigstens übergangsweise – politische Verantwortung übernehmen? Schon zu DDR-Zeiten, wenn wir uns nach den üblichen Gesprächen mit den Genossen vom Rat des Kreises in einem Zittauer Café bei einem Kaffee erholten, waren wir uns einig, dass wir es eigentlich immer leichter hatten als die Genossen vom Rat des Kreises und von der SED-Kreisleitung, auch, wenn sie die Macht hatten. Ihre Ohnmacht gegenüber den übergeordneten Parteiinstanzen oder dem Politbüro der Partei der SED war nicht zu übersehen. Wir litten zwar unter vielen politischen Entscheidungen, aber wir konnten auch alles sehr gut auf ethische Grundlagen und moralische Grundzüge hin durchdenken, ohne selbst eine einzige politische Entscheidung zu fällen oder dafür gerade stehen zu müssen. Dazu kam noch, dass uns zu DDR-Zeiten selbst unsere schlimmsten Gegner nicht verdächtigten, Theologen geworden zu sein, um Geld zu verdienen. Als wir uns 1989/90 noch über die besten Lösungen stritten, wussten wir nicht, welche Rolle die Staatssicherheit in unserem Leben gespielt hatte. Deshalb war damals auch unser Freundeskreis noch größer. Wir debattierten stundenlang. Aber eine Entscheidung fiel nicht. Lothar Alischs Diskussion war dadurch noch weitaus engagierter, da er selbst am Überlegen war, ob er für das Oberbürgermeisteramt in Zittau kandidieren sollte. Ich entschied mich dann. Ich dreht mein Schild: **Kein politisches AMT!**, das immer warnend auf meinem Schreibtisch gestanden hatte, um, und wurde im Mai 1990 Landrat. Aber das sind schon wieder andere Geschichten!

Von der Kanzel ins Landratsamt

Bei allen notwendigen und politischen Aktivitäten in der Wendezeit – ich war Pfarrer und wollte Pfarrer bleiben. Das war meine Hauptverantwortung und das war mein Beruf. Alles andere war zwar zeit- und kraftraubend, aber unbedingt notwendig in dieser spannenden Übergangszeit.

Die Untersuchungsausschüsse, die sich mit der Aufklärung von Amtsmissbrauch und Bereicherung der Staatsfunktionäre beschäftigten, waren notwendig. Sie brachten mir übrigens statt der erfreulichen öffentlichen Sympathie auch unerfreuliche erste Morddrohungen ein.

Es war notwendig, die Staatssicherheit aufzulösen und sehr genau zu beobachten, in welche Richtung sich dieser Apparat bewegte. Es war notwendig, die Diskussion der Runden Tische zu verfolgen und auszuwerten. Es war notwendig, abends in einem immer spannender werdenden DDR-Fernsehen die politischen Entwicklungen zu verfolgen. Es war notwendig, politische Gespräche mit politisch Interessierten oder vom Gang der Ereignisse Verwirrten zu führen.

Aber es mussten auch weiter Gottesdienste gehalten, Kinder getauft, Gestorbene beerdigt, Trauernde getröstet und Verliebte getraut werden.

Und dann die Familie, die wie immer zu kurz kam. Unsere vier Kinder hätten eigentlich allen Grund gehabt, wegen permanenter Vernachlässigung ihren Protest auf die Straße zu tragen. Um es gleich vorweg zu nehmen, als Landrat oder Minister wurde oder war ich auch kein besserer Vater.

Im März 1990 waren nach 45 Jahren die ersten freien und geheimen Wahlen zur Volkskammer der DDR. Von allen Parteien, außer verständlicherweise von der SED-PDS, wurde ich gefragt, ob ich für sie für die Volkskammer kandidieren würde. Das wollte ich nicht.

Ich wollte kein Volkskammerkandidat sei. Ich wollte meine Eigenständigkeit des Denkens nicht parteipolitisch kanalisieren lassen und meine Unabhängigkeit behalten. Vereinnahmen lassen wollte ich mich schon gar nicht.

Auf der anderen Seite waren diese ständigen Nachfragen schon schmeichelhaft. Es hat nun einmal seinen eigenen Charme, gefragt zu werden, statt sich selbst wild entschlossen und besessen zu bewerben. Aber ich musste mich auch gegen meine eigene Eitelkeit wappnen. Mich selbst beschwörend schrieb ich auf ein kleines Schild: KEIN POLITISCHES AMT! Zur stets sichtbaren und unübersehbaren Warnung stellte ich es auf meinen Schreibtisch.

Immer wieder wollten meine Gesprächspartner mich davon überzeugen, wie wichtig und unverzichtbar ich in dieser Zeit als Abgeordneter und Politiker sei. Ich entgegnete ihnen darauf immer, dass ich gerade als Pfarrer ganz genau wüsste, dass die Friedhöfe voll von Unverzichtbaren und Wichtigen sind. Man kann ja Komplimente immer wieder gerne hören, man darf sie nur nicht glauben. Dann kam der 6. Mai 1990 – mein Geburtstag. Mit 44 Jahren erlebte ich die ersten freien und geheimen Kommunalwahlen in der DDR. Das war schon ein tolles Geschenk! Der neue Kreistag wurde gewählt.

Am 23.5.1990 sollte er zu einer konstituierenden Sitzung zusammenkommen, um den neuen Landrat zu wählen. **Landrat – das war auch für mich ein neuer Begriff.**

Dass er den Vorsitzenden des Rates des Kreises ablösen sollte, das war mir klar. Ansonsten kannte ich das Wort Landrat nur aus Romanen. Als ich in meinem Lexikon nachgeschlagen habe, las ich unter anderen: „Der Landrat wird vom König eingesetzt“. Es war zugegebenermaßen ein sehr altes Lexikon. Und wieder bekam ich Besuch. Fünf Tage, bevor der neue Kreistag zusammentreten sollte. Ob ich als Landrat zur Verfügung stehen würde? Zuerst kam die Frage vom Kreisvorsitzenden der CDU, die die stärkste Fraktion im neuen Kreistag bildete. Aber erst suchten wir nach geeigneten Personen. Wir gingen gemeinsam einige Namen durch. Wobei es ja auch durchaus Kandidaten für das Amt des Landrates gab. Einige gehörten schon sehr lange den sozialistischen Kreistagen an. Engagierte Blockparteifunktionäre, die glaubten, dass ihre Nichtmitgliedschaft in der SED sie besonders empfehlen würde. Sie schrammten in der eigenen Selbstdarstellung schon dicht am Nimbus des engagierten Widerstandskämpfers vorbei.

Andere waren rechtzeitig aus dem Westen in den Osten geeilt, um nach eigener Auskunft zu helfen. Wobei es oftmals nicht so genau klar war, wem sie eigentlich helfen wollten. Den Menschen in unserer Region, oder sich selbst? Wenn es offenbar gute Gründe gegeben hatte, dass jemand im Westen Deutschlands nicht zum Landrat gewählt wurde, wovon sollte man jetzt eine besondere Tauglichkeit für den Osten ableiten?

Schließlich blieben noch zwei Tage bis zur Entscheidung. Ich beriet mich mit Freunden, mit meiner Frau, die damals erkrankt war und die die Folgen der Entscheidung in der ganzen Tragweite genauso wenig übersah wie ich. Auch mit unserem Superintendenten Dietrich Mendt sprach ich über diese schwierige Entscheidung. Er war der Meinung, dass solche Entscheidung etwas mit der Wahr-

haftigkeit zu tun hätten, was wir über Jahre hinweg gesagt und gepredigt hätten. Mit anderen Worten, seine Botschaft lautete: „Du musst es tun.“

Langsam war mir klar, dass alle weiteren Gespräche nur noch eine Flucht vor der eigenen Entscheidung war. Also sagte ich zu. Wobei ich bei meiner Zusage fest davon ausging, dass es nur ein kurzer Ausflug in die Politik sein würde. Und dass ich nach ein oder zwei Jahren wieder auf die Kanzel zurückkehren könnte. Dass die Rückkehr auf die Kanzel schwieriger sein würde als ich zunächst angenommen hatte, zeigte ein Schreiben vom Landeskirchenamt Sachsen, das mir nach meiner erfolgten Wahl schrieb, ich solle umgehend meine Ordinationsurkunde an das Amt zurücksenden. Ich vermute einmal, dass jeder Pfarrer ein solches Schreiben bekommt, der über mehrere Frauen fällt und gleichzeitig noch in die Kirchenkasse greift. Dieses Schreiben hat mich schwer getroffen und sehr lange beschäftigt. In einer Zeit, in der ich bei allen schwierigen Entscheidungen selbst Hilfe brauchte, setzte mir die Kirche erst mal den Stuhl vor die Tür. Nur gut, dass Landeskirchenämter im Allgemeinen mit Gott nicht viel zu tun haben. Überrascht war ich dann, als ich später im Landtag von ehemaligen Theologen erfuhr, dass sie im Gegensatz zu mir beurlaubt worden waren. Von einer Gleichbehandlung kann man an dieser Stelle dann wirklich nicht sprechen.

Jetzt kurz vor meiner Rente erfahre ich, worauf mich damals niemand hingewiesen hat, dass mit dem Zurücksenden meiner Ordinationsurkunde auch gleichzeitig meine Anwartschaft auf eine kirchliche Altersversorgung verlustig ging. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob die damals Handelnden im Landeskirchenamt, die uns noch im Sommer 1989 empfahlen, unsere Kirchen nicht für das Neue Forum zu öffnen, damit damals renitenten Pfarrern zeigen wollten, dass Ungehorsam gegenüber dem Landeskirchenamt eben auch seinen Preis hat. Dass ich schon damals mit meinen Empfindungen nicht ganz danebenlag, bestätigte mir unser Superintendent Dietrich Mendt, der im Amtsblatt gelesen hatte, dass der Pfarrer Heinz Eggert aus dem Dienst scheidet. Sein Kommentar: „Als hätte Eggert goldene Löffel geklaut.“

Aber nicht die Zeit heilt Wunden, sondern diese Zeit um 1990 ließ gar nicht die Zeit, um sich in die eigenen Empfindlichkeiten zu versenken. Dazu war sie zu dynamisch und es gab zu viel zu tun. Also führte ich zunächst Gespräche mit den Führungsgremien der unterschiedlichen Parteien. Es zeigte sich eine breite Zustimmung zu meiner Person ab, die einige glaubten, im Vorfeld mit späteren Personalentscheidungen im neuen Landratsamt verbinden zu können.

Ich machte deutlich, dass ich parteilos in dieses Amt gehen werde, dass ich auch nicht vorhätte, irgendeiner Partei beizutreten, und dass ich meine ersten Personalentscheidungen selbstständig treffen würde, ohne mich an Personalvorschläge der Parteien gebunden zu fühlen. Darauf gingen alle ein. Schließlich wollten sie mich als Landrat haben. Ich hatte mich ja nicht beworben.

Das machte zunächst meine Stärke aus. Mit dem Kirchgemeinderat, der nicht besonders glücklich über meine Entscheidung war, aber auf den ich mich immer verlassen konnte, besprach ich den Abschiedsgottesdienst. Am 23. Mai 1990 sollte die Wahl zum Landrat im Kreistag sein. Ich war fest entschlossen, dann am 24. Mai morgens um 8.00 Uhr meinen Dienst als Landrat anzutreten. Am 27. Mai sollte der Abschiedsgottesdienst in der Oybiner Bergkirche sein.

Das erste Mal erlebte ich die Arbeit in einem Parlament. Aber nicht als einziger. Viele der neu gewählten Kreisräte erlebten jetzt, worauf sie sich eingelassen hatten. Die meisten hielten es dann auch bis zum Schluss durch. Über ihr persönliches Engagement in dieser sehr schwierigen Zeit darf man heute noch sehr froh sein, wenn es auch nie so richtig gewürdigt worden ist.

Der Olbersdorfer Pfarrer Wolfgang Müller, der den Runden Tisch in Zittau moderiert hatte, eröffnete die Sitzung, der Pfarrer aus Großschönau, Alfred Hempel, ein sehr mutiger Mann zu DDR-Zeiten, war der Vorsitzende der Wahlkommission und ich als Oybiner Pfarrer stand als Landrat zur Wahl. Symptomatisch für die Wendezeit und gleichzeitig auch ihr Abschluss. Ein Kandidat vom Bund der Freien Demokraten, der auch zu DDR-Zeiten dem Kreistag ständig angehörte, hatte schon vorher seine Kandidatur angemeldet. Überraschend meldete sich dann noch ein Kandidat aus den Reihen des Neuen Forums/Die Grünen, die mir ihre Unterstützung zugesagt hatten. Er war 23 Jahre alt. Auf die Frage einer Abgeordneten, ob er sich denn mit seinem Alter die Arbeit als Landrat überhaupt zutraue, antwortete er, man könne ihn ja schließlich wieder abwählen, wenn er die Erwartungen der Bürger nicht erfülle. Diese Antwort gefiel mir. Sie war meiner momentanen Grundhaltung sehr ähnlich.

Dann wurde gewählt. Von 75 abgegebenen gültigen Stimmen hatte ich 52 Stimmen bekommen. Ich war gewählt. **Der neue Landrat hieß Heinz Eggert.** Ich hielt meine erste Rede vor einem Parlament. Sie war in der Nacht geschrieben worden. Noch nie war ich so unsicher, wie bei ihrem Entwurf. Ich trat aus dem geschützten kirchlichen Raum hinaus in den offenen politischen Raum, in dem ein anderer Wind wehte. Manchmal kälter und härter. Ich hatte mich in den Raum politischer Verantwortung begeben.

Aber für diese Rede bekam ich warmen Beifall. Das machte mir Mut!

„Meine Damen und Herren, liebe Freunde!

Danken möchte ich allen, die mir mit ihrer Stimmabgabe das Vertrauen ausgesprochen haben. Danken möchte ich aber auch – in Ihrer aller Einverständnis – den vielen Bürgern in unserem Kreis, die sich seit November 1989 mit ihrer Kraft, ihrer Zeit und ihrem Engagement an den vielen entstandenen Runden Tischen beteiligt haben. Sie haben das große Verdienst, in den Zeiten schwebender Gesetzlichkeit, oftmals gegen den Widerstand eines etablierten Macht- und Verwaltungsapparates, demokratische Strukturen vorgedacht und vorbereitet zu haben. Dafür heute unseren Dank.

Wir sind demokratisch gewählt worden. Hinter jedem von uns stehen die Bürger dieses Kreises, die uns gewählt haben mit ihren Erwartungen, Aufträgen und Hoffnungen. Das ist unsere Verantwortung und das bestimmt unsere Arbeitsaufgaben. In diesem Sinn werden wir miteinander arbeiten. Ein Gegeneinander ist nicht denkbar und wäre in unserer Situation die Spitze der Verantwortungslosigkeit.

Perspektiven für den Kreis Zittau im Land Sachsen aufzuzeigen muss auch bedeuten, Perspektive für jeden Einzelnen in diesem Kreis aufzuzeigen. Wir müssen versuchen den besten Kompromiss zu finden bei der Einführung der Marktwirtschaft und bei der sozialen Absicherung eines jeden Einzelnen. Daran müssen wir arbeiten.

Mit meiner Wahl zum Landrat haben Sie mir den Auftrag zur Bildung eines Landratsamtes erteilt. Das heißt für mich den Aufbau einer leistungsstarken und arbeitsfähigen Verwaltungsstruktur für den Kreis Zittau. Das heißt für mich auch, alle leitenden Ämter werden zur Neubesetzung öffentlich ausgeschrieben. Es wäre unhaltbar wenn die Leiter von gestern, schon wieder die – vielleicht noch durch einen Beamtenstatus abgesicherten – Leiter von morgen wären. Wobei Kompromisse genauso eine Rolle spielen werden, wie vielleicht die berühmte Ausnahme von der Regel. Es geht um integere Personen mit Sachkompetenz. Eines allein kann nicht genügen. Für dieses Vorhaben, einer vor den Wählern verantwortbaren Personalpolitik, erbitte ich Ihre Zustimmung und Unterstützung.

Ab heute werden wir unsere eigenen Fehler machen. Es wird später keine Entschuldigungen geben, wir hätten ja auf Befehl handeln müssen, wären nur Ausführende aber nicht Täter gewesen, hätten von nichts gewusst. Diese Zeiten sind ein für alle Mal vorbei. Wenn wir es wollen. Ich freue mich auf unsere Zusammenarbeit, die so viele Chancen in sich trägt, wie wir sie uns selbst eröffnen.

Danke!”

Am meisten überraschte mich der Beifall aller Fraktionen zu meinen Ausführungen über meine zukünftige Personalpolitik. Ich war fest entschlossen, die gesamte Führungsmannschaft des ehemaligen Rates des Kreises Zittaus auszuwechseln oder zu entlassen. Es gehörte für mich zur politischen Moral, an deren Abwesenheit die meisten Deutschen bis heute glauben. Ich bin bis heute fest davon überzeugt, dass Menschen, die früher mit Hilfe ihres Amtes andere Menschen bedrückt und in ihrer Würde verletzt haben, nicht erwarten können, durch die Steuergelder ihrer ehemaligen Opfer ihren Arbeitsplatz finanziert zu bekommen. Besonders dann

nicht, wenn diese selbst schuldlos ihren eigenen Arbeitsplatz verloren hatten. Es konnte nicht sein, dass die Herren eines undemokratischen Systems völlig bruchlos ihre Herrschaft in einem demokratischen System weiter fortführten. Durch eine neue Personalpolitik mit integeren und kompetenten Mitarbeitern sollte das Vertrauen der Bevölkerung in ein neues Landratsamt wieder neu erworben werden. Das hatte ich vor, in der Annahme, dass es jetzt überall in der DDR geschehen würde. Das war allerdings ein Irrtum! Übrigens nicht mein einziger. Aber zunächst einmal beschloss der erste Kreistag einstimmig eine Ausschreibung für fünf Dezernatsleiter zur neuen Besetzung des Landratsamtes. Es wurde ein Personalausschuss gebildet, in den jede Fraktion einen Vertreter entsandte. Dabei war aber klar, dass ich die Personalhoheit und die letzte Entscheidung hatte, aber gegen die Mehrheit des Personalausschusses niemanden einstellen würde. Zu einer solchen Situation sollte es auch nie kommen.

Es war der Beginn einer sehr sachlichen, manchmal sehr aufgeregten, aber aufgrund der vielen zur Lösung anstehenden Probleme auch sehr konstruktiven Zusammenarbeit des neuen Kreisparlaments mit dem Landrat. Für große ideologische Auseinandersetzungen oder kleinkarierte Parteienpolitik hatten wir keine Zeit, war auch nicht der Platz und zum Glück auch nicht das dafür geschulte Personal vorhanden. Auch Phrasen müssen gelernt sein.

Schon zwei Tage später wurden alle leitenden Stellen im Landratsamt neu ausgeschrieben. Aber dazwischen lagen zwei Tage. Meine ersten beiden Arbeitstage als Landrat. Am nächsten Morgen fuhr ich um 7.30 Uhr, wie gewohnt in Jeans, Pullover und Jackett in das Gebäude des Rates des Kreises, das ich früher nie gerne betreten hatte und aus dem ich ein Landratsamt machen sollte. Die Zugangstür war schon geöffnet. Dahinter befand sich wie in jeder DDR-Behörde eine verschlossene Tür und dazwischen saß machtbewusst der Pförtner, der entscheiden konnte, wer auserwählt war, dieses Haus zu betreten oder nicht. Ich war es offensichtlich auf den ersten Blick nicht. Statt eines Lächelns oder eines Grußes, kam die Aufforderung: „Bürger, Ihren Ausweis!“ Das „bitte“ sparte er sich. Warum freundlich sein, wenn man die Macht hat. Meine Erwiderung war ebenso unfreundlich. Ich stellte mich als neuer Landrat vor und gab als erste Dienstanweisung an ihn aus, dass ab sofort die zweite Tür zu öffnen sei und dass er die Bürger nicht nach ihrem Ausweis zu fragen habe, sondern sie zu beraten habe, damit sie in dem großen Amt nicht nur die richtige Türe sondern auch den richtigen Sachbearbeiter finden. Seine Reaktion war relativ trotzig. Er kündigte an, dann künftig gar nichts mehr zu machen. Woran er sich dann auch bis zu seine Entlassung gehalten haben muss. Jedenfalls war er meist immer dabei, Kreuzworträtsel zu lösen, wenn ich an seiner Loge vorbeiging. Im Amt hatte man mich noch nicht erwartet. Auf dem großen Korridor im ersten Stock, wo sich das Heiligtum des ehemaligen Kreisvorsitzenden, der mir als Person nie unsympathisch war, befand, überraschte ich fast die gesamte FührungscREW, die sich im Gespräch austauschte. Meine ironische Bemerkung, dass in diesem Haus wohl so nicht viel zu tun sei, wenn sich alle auf dem Flur zum Gespräch treffen würden, entkrampfte die Situation auch nicht besonders.

Die einen verschwanden grüßend, andere gratulierten matt oder paar Spuren zu überschwänglich. Ich fühlte mich zwar wohl in meiner Haut, aber nicht wohl in dieser Situation.

Ich bat darum, dass man mir mein Zimmer zeige. Im Vorzimmer saß ein älterer Kollege, der sich vorstellte und mir erklärte, dass die Sekretärin seit gestern krank sei. Ich vermutete, dass meine Wahl der Grund für ihre Krankheit sein könnte. Deshalb ließ ich ihr beste Genesungsgrüße zusammen mit der Botschaft, wenn sie morgen ihren Dienst nicht antreten könne würden wir schon eine weitere Verwendung für sie finden, ausrichten. Ohne es zu wissen, lag ich voll daneben. Sie war erst vor einigen Tagen ausgesucht worden, die neue Chefsekretärin zu sein. Offensichtlich hatte man lange nach einer parteilosen Sekretärin im Amt gesucht. Als Glück hatte sie diese Beförderung nicht verstanden. Allerdings war sie auch wirklich krank und nicht wesentlich beruhigter als ihr meine „Genesungswünsche“ überbracht wurden. Sie war später eine hervorragende Chefsekretärin, sehr loyal, mit einem guten Draht ins Haus und konnte auch gut mit meinen „Macken“ umgehen. Aber jetzt musste ich erst einmal mit ihrem „Vertreter“ vorlieb nehmen. Wenn ich einverstanden sei, würde er das Telefon und das Vorzimmer besetzt halten, ansonsten könne ich ihn auch wegschicken. Das alles erklärte er in einer sehr traurig ergebenden Art.

Ich ahnte jetzt schon, welchen Ruf ich im Landratsamt genoss. Allerdings war ich auch in der Situation, keinen Vertrauten in diesem Amt zu haben. Deshalb, und weil mir der ältere Kollege nicht

unsympathisch schien, bat ich ihn, das Vorzimmer zu besetzen und mir zunächst die Leute vom Hals zu halten. Was er dann auch tat. Nur einmal klopfte es an meiner Tür, erst erschien sein Kopf und dann ein Tablett mit einer Kaffeekanne. Kaffeemarke Rondo. Dann hatte ich Ruhe und sah mich in dem Dienstzimmer des Vorsitzenden um. Es war von geschmackloser Einfachheit. Immerhin kam er aus einer Partei, die die Höhen der Kultur stürmen wollte. Offensichtlich waren die Niederungen dabei vergessen worden. Man sah sofort, wo früher die Honecker- oder Krenz-Bilder gehangen hatten. Die Schrankwände waren leergeräumt. Einige unansehnliche Freundschaftsgeschenke aus Polen und der UdSSR waren verblieben. Offensichtlich hatte auch der überzeugteste Genosse keinerlei privates Interesse daran gehabt. Nur in den untersten Schubladen des Schreibtisches lagen noch von Honecker unterschriebene Auszeichnungsurkunden zum 40. Jahrestag der DDR nebst den dazugehörigen Orden. Einen Orden mit Urkunde sandte ich als erstes meinem Freund, dem tschechischen Dissidenten Gustav Ginzler in das legendäre Misthaus im Isergebirge. Auf seiner Dankeskarte war vermerkt: „Suche Dachdecker mit Politerfahrung.“ Das Isergebirge als Alternative zu Chile. Margot hätte viel aufzuräumen gehabt. Aber das war später. So lustig war der Anfang nicht. Auf dem Schreibtisch lagen die Bewerbungsunterlagen aller ehemaligen Führungskader des Rates des Kreises. Ansonsten hätte ich einen reinen Schreibtisch gehabt. Den musste ich jetzt machen. Denn die alten Genossen, die ja nun schon lange – also monatelang – keine waren, waren auch nicht untätig gewesen. Sie hatten westliche Landratsämter besucht, waren dort zwar neugierig aber sehr freundlich als Kollegen beim ehemaligen Klassenfeind aufgenommen worden. Sie hatten sich die Strukturen angesehen, die Ämter umbenannt, auf die sie sich jetzt bewarben. Der Rat des Kreises Zittau schien nicht mehr zu existieren. Er war in neue Dezernate und Ämter aufgegliedert worden. Es schien ganz einfach. Wer früher der Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates des Kreises und Vorsitzender der Abteilung Inneres war, meinte sich jetzt damit für die Ämter des Landratsamtes, die mit Ordnung und Sicherheit zu tun hatten, empfohlen und qualifiziert zu haben. Was mich erstaunte, es gab keinerlei Scham oder Überlegungsfristen.

Gerade in dieser Zeit irritierte mich die Wendigkeit mancher Zeitgenossen. Die Windig-Wendigen bereiteten nicht die Machtübernahme, sondern die Machtweitergabe und Weiterführung vor. Sie wollten wieder an der Macht und den Entscheidungen für morgen beteiligt sein, ohne Verantwortung für das Geschehene, für die Vergangenheit zu übernehmen. Das war nicht bei allen so. Aber bei den meisten. Denn die Oberflächlichen und Unehrllichen schlängeln sich durch jede Situation. Opportunismus scheint staatstragend. Nicht nur damals. Die Bereitschaft, die persönlichen Konsequenzen aus einem zwar ehrlich gemeinten aber trotzdem falschen Streben zu ziehen und zu tragen, hält sich damals wie heute in Grenzen.

Aber jetzt saß ich am ersten Tag meiner Tätigkeit im Landratsamt Zittau, an dessen Mauern noch „Rat des Kreises“ stand und in dessen Inneren auch dieser Geist vorherrschte und überlegte mir die ersten Schritte. Immer wenn man eine neue Behörde übernimmt, aufbaut oder umbaut, ganz gleich ob als Landrat oder später auch als Minister, es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder leitet man innerhalb kürzester Zeit die Behörde selbst, oder man wird von ihr geleitet.

Dazwischen gibt es nichts. Ich hatte dann ein langes Gespräch mit dem letzten amtierenden Vorsitzenden des Rates des Kreises, der es übergangsweise und in enger Zusammenarbeit mit dem Runden Tisch geleitet hatte.

Wir einigten uns darauf, dass er mir in den nächsten Wochen loyal beim Aufbau des Landratsamtes zur Seite stehen würde, um später dann das Amt für Wirtschaftsentwicklung zu leiten. Das hat er dann auch bis zur eigenen Kündigung, um sich wirtschaftlich selbstständig zu machen, getan. Dann bat ich die alten Chefs der Kreisverwaltung, deren Neubewerbungen verhinderten, dass mein Schreibtisch total leer aussah, zu mir und kündigte ihnen fristlos. Ich erklärte ihnen, dass sie aufgrund ihrer vorherigen Tätigkeit in einem neuen Landratsamt unter meiner Leitung keine Anstellung mehr finden würden. Dieses gebiete einfach die politische Moral und die Verantwortung vor der Bevölkerung. Sie waren überrascht. Einer von ihnen sagte mir mein Scheitern als Landrat voraus. Man könne eine Verwaltung nicht ohne Experten führen. Ich entgegnete ihnen, dass sie Experten der DDR gewesen seien. Jeder müsse sich jetzt neu in seiner Verantwortung im neuen Landratsamt einarbeiten. Dann könnten die Chance auch jene bekommen, die sich dem DDR-Staat früher nie zur Verfügung gestellt hatten.

Die meisten von ihnen klagten beim Arbeitsgericht. Ich verlor alle Prozesse. Das war auch kein Wunder. Wir hatten noch die DDR-Gesetzlichkeit, der Richter und der Staatsanwalt waren früher in der SED, die Dame von der ÖTV war eine alte Tante vom FDGB. Ich erklärte dem Richter im Gerichtssaal, dass er nach meiner Auffassung in dieser Zeit kein Recht mehr hätte Recht zu sprechen. Er nahm es sehr gelassen. Klappte sein Gesetzbuch zu und sagte: „Das müssen Sie wissen.“ Ich wusste es! Als am nächsten Tag der Personenkreis, der vor dem Gericht gesiegt hatte, wieder ins Landratsamt kam, bat ich sie zu mir, kündigte ihnen erneut und sprach ihnen Hausverbot aus. Sie gingen und kamen nie wieder.

Die alte Personalamtsleiterin bestätigte mir noch am ersten Tag, dass in den zurückliegenden Monaten noch Angestellte der Staatssicherheit, der SED-Kreisleitung und der Gewerkschaftsleitungen eingestellt worden waren ohne dass ein Bedarf vorgelegen hätte. So war das Amt künstlich aufgebläht worden mit 366 Mitarbeitern, obwohl nach ersten Überlegungen knapp 250 gebraucht wurden. Ich wies sie an, allen Personen, die seit November 1989 eingestellt worden waren, umgehend und fristlos zu kündigen. Ihren Einwendungen begegnete ich mit dem Argument, dass dieses die erste Weisung des Landrates sei, die sie umgehend umzusetzen habe, wenn sie bleiben wolle. Nicht mein Argument, aber der Ton überzeugte sie offensichtlich.

Ihre nachfolgende Information machte mich auch nicht ruhiger. Denn wir sollten noch Personal von der Deutschen Volkspolizei übernehmen. Ausgerechnet die Abteilung, die für die Aus- und Einreisen, sowie die Genehmigung von Besuchsreisen in die Bundesrepublik Deutschland verantwortlich war. Eine ausgesprochen „beliebte“ Abteilung in der Bevölkerung wegen des überheblichen, arroganten und beleidigenden Tons im Umgang mit dem „Bittsteller“ Bürger. Wie viele Geschichten über diese Abteilung waren mir oftmals unter Tränen von vielen Menschen erzählt worden. Diese Abteilung wollte ich nicht übernehmen.

Also verließ ich mein Arbeitszimmer, ging über den inzwischen schon wieder gut gefüllten Korridor, der sich in Windeseile leerte, am Pförtner vorbei, der von seinem Kreuzworträtsel auch nicht nur kurz einmal aufschaute in das gegenüberliegende Kreispolizeiamt der Deutschen Volkspolizei der Deutschen Demokratischen Republik. Aber dort kam ich nicht weit. An der Pförtnerschranke verlangte ein Volkspolizist meinen Ausweis. Das kannte ich ja schon. Den hatte ich allerdings nicht dabei. Ich stellte mich als neuer Landrat vor und bat ihn, seinen Vorgesetzten anzurufen, weil ich ihn sprechen wolle. Zum letzten Mal spielte er seine große Macht aus. Wenn ich mich nicht ausweisen könne, könne er auch nicht wissen, ob ich der neue Landrat sei und würde deshalb seinen Vorgesetzten nicht anrufen. Das alles sagte er mit einem falschen Lächeln. Das klang logisch. Aber es war die alte Logik.

Ich versuchte lächelnd die Situation nicht zu entkrampfen und sagte ihm, er möge dem Chef der Behörde bitte bestellen, dass er innerhalb von 15 Minuten in meinem Arbeitszimmer sei. Sollte das nicht der Fall sein, dann würde ich seine Ablösung betreiben. Dann ging ich wieder über die Straße, am Kreuzworträselfpörtner vorbei über den inzwischen leer gewordenen Korridor in mein Arbeitszimmer. Nach 10 Minuten meldete mein Vorzimmermann den Chef des Volkspolizeikreisamtes Zittaus. Ich lud ihn zum Gespräch und nach seiner Entschuldigung für die Handlungsweise seines Polizisten zu einem Kaffee ein. Auch er war vom Runden Tisch bestätigt worden, nachdem der alte Chef der Volkspolizeibehörde sein Amt aufgegeben hatte. Wir verabredeten eine enge Zusammenarbeit und ich erbat mir für jeden Morgen einen Bericht über die Sicherheitslage im Kreis Zittau. Dann rief ich meine neuen Landratskollegen in Löbau und Bautzen an, gratulierte ihnen zur Wahl und lud sie nach Zittau zu einem Gespräch ein. Diese Gespräche setzten wir dann fast wöchentlich fort. Schließlich führten sie zur Bildung des Landrätekongresses Oberlausitz-Niederschlesien. Dann ging ich auf Personalsuche. Mein persönlicher Referent wurde ein junger Ofenbaumeister, mein persönlicher Kraftfahrer ein Facharbeiter aus unserem Bekanntenkreis, Dezernenten wurden Diplomingenieure und ein Oberarzt, die nie in der SED gewesen waren. Auf Probe wurde ein junger Kämmerer eingestellt, der frisch von der Finanzschule gekommen war. Heute ist er einer der erfolgreichsten Kämmerer in Sachsen.

Jeden Morgen waren Besprechungen, tauchten neue Probleme auf, musste neu über Lösungen nachgedacht werden. Wir brauchten viel Zeit und viel Kraft, aber es machte auch Spaß. Die Arbeit hatte angefangen.

Der Alltag eines Landrats begann.

Abschiedsworte für einen guten Freund – Gustav Ginzel In großer Dankbarkeit von Heinz Eggert

Hruba Skala Bergsteigerfriedhof am 31.05.2009

Ich hebe meine Augen zu den Bergen
woher kommt meine Hilfe?

Meine Hilfe kommt vom Herrn, sich
der Himmel und Erde gemacht hat.

Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen;
und der dich behütet, schläft nicht.

Siehe, der Hüter Israels
schläft noch schlummert nicht.

Der Herr behütet dich;

der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand.

dass dich des Tages die Sonne nicht steche
noch der Mond des Nachts.

Der Herr behüte dich vor allem Übel,
er behüte deine Seele

der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang
von nun an bis in Ewigkeit.

Psalm 121

Liebe Familie Ginzel, lieber Bruder Jaluska, liebe Freunde und liebe Misthaus-Gemeinde,
und ich begrüße auch den peruanischer Botschafter und den dienstältesten tschechischen
Außenminister Jiri Dienstbier!

Es ist schon seltsam. Es gibt Menschen, die leben und die nicht lebendig wirken, weil sie nichts
ausstrahlen, die sich weder geistig noch körperlich bewegen und von denen auch nichts
Anspruchsvolles kommt, weil sie selber keine Ansprüche an das Leben haben.
Und dann gibt es Menschen, die nicht mehr da sind, die gestorben und trotzdem in uns
ausgesprochen lebendig sind und uns umtrieblich machen – sowie Gustav Ginzel.

Ganz gleich wo man auf der Welt jemanden trifft, der einmal im Misthaus im Isergebirge war
und Gustav getroffen hat, ich bin gleich mit ihm im Gespräch – natürlich per DU –,
wir sind voller Geschichten, begeistern uns an der eigenen Erinnerung, scheren beim Erzählen so sehr
aus dem Alltag aus, sodass ein Nichtwissender sich fragt: Was ist dort nur passiert? Im Misthaus
im Isergebirge.

Ja manche Leute wissen sogar nur, dass es dieses schöne Isergebirge gibt, weil dort das Misthaus stand. Ja, liebe Freunde, was ist da nur mit uns passiert?

Da kann jetzt jeder seine eigenen Geschichten erzählen. Aber in allen Geschichten werden wir Gustav wiederfinden. Ausgesprochen lebendig und liebenswert und manchmal nervend.

Wir werden ihn so wiederfinden, wie er uns in dieser politisch zubetonierten Zeit, (in der lieber Pfarrer Jaluska, die Pfarrer nicht im Gefängnis arbeiteten, so wie Sie jetzt, sondern aus ideologischen Gründen im Gefängnis saßen) eine Zeit, die wir Gott sei Dank alle hinter uns haben – ohne die es aber auch nicht die segensreichen Wirkungen Gustavs gegeben hätte – wir werden ihn so wiederfinden wie er uns gastfreundlich aufgenommen, mit dem Öffnen seiner reich beschilderten Haustür Welten geöffnet und Horizonte weiter gesteckt hat, wie er uns dazu gebracht hat, freiwillig Essen, Trinken, Meinungen und Leben miteinander zu teilen – und das alles mit sehr viel Gelassenheit, Lebenserfahrung, Schalk und Humor. Logisch eben, wie Gustav es immer betonte. Keiner verließ das Misthaus, so wie er gekommen war. Und ich meine jetzt nicht die 60 Briefe und Karten – natürlich unfrankiert –, die Gustav mit auf den Weg gab, um sie in der DDR in den Briefkasten zu stecken, damit sie an der Grenze nicht abgefangen werden konnten und in denen wahrscheinlich stand:

Nehme nur die nicht rauchen, nicht saufen, Nachtruhe einhalten, alles sauber machen, richtig ausgerüstet sind, gepflegtes Äußeres haben usw.

Also solche wie wir.

Ich meine auch nicht seine Aufträge, irgendwelche interessanten Straßenschilder abzuschrauben und beim nächsten Mal mitzubringen, damit seiner Sammelwut und dem Erstaunen der Besucher Genüge getan werden konnte, wenn sie Gustavs legendäre Hausführungen erlebten, und die angebrachten Schilder, z.B. auf der wackligen Bodenstiege: Privatweg, Benutzung auf eigene Gefahr lesen konnten und beim Schild „Notbeleuchtung“ sogar noch Kerzen vorfanden.

Ich meine auch nicht die neuen Erkenntnisse, die Gustav schalkhaft vermittelte. Dass offensichtlich Goethe im Misthaus gewohnt habe, weil ja sonst ein Schild „Hier wohnte Goethe nicht!“ angebracht worden wäre. Logisch eben!

Auch die ernsthaften Erkenntnisse über Nord/Ostsee-Wasserscheiden, norwegische Findlinge, tausendjährige Eiben, über die Wüste Sahara, über Peru, dann wieder über misslungene illegale Grenzübertritte DDR/CSSR usw. usw. sind nicht gemeint.

Nein, wir verließen das Misthaus anders als wir gekommen waren, mit einer großen Sehnsucht nach Ferne und Freiheit, mit neu gefundenen geistesverwandten Freunden, mit der Erkenntnis, wie wenig man eigentlich braucht, um aus dem Vollen zu leben, um nicht in der Fülle zu ersticken.

Wir wurden sensibler für Umwelt- und Zivilisationsschäden, für falsche menschliche Konventionen und unechte Phrasen in einer Zeit, in der private Umweltmessungen noch Staatsverbrechen waren. Gustav war ein anschaulicher glaubhafter Lehrer, weil er das was er sagte, auch lebte. Wer ihn nur auf seinen Humor, seine Verschmitztheit, seine Schlagfertigkeit und seine Schweykschen Eigenschaften reduziert – tut ihm Unrecht.

Er war ein gutmütiger, ernstzunehmender, hoch intelligenter und nachdenklicher Mensch, der sehr an den Wunden litt, die ihm das Leben geschlagen hatte. Oftmals vom Geheimdienst abgeholt und verhaftet. Auch wenn er scherzhaft behauptete, die Kommunisten hätten ihm das Leben gerettet, weil sie ihm 1970 keine Ausreisegenehmigung für die Expedition in Peru gegeben hätten.

Er konnte nur mit innerer Bewegung und Tränen in den Augen darüber sprechen.

Auf den Tag genau vor 39 Jahren, am 31. Mai **1970** vernichtete nach einem Erdbeben ein gigantischer Bergsturz, die Stadt Yungay und das Leben von ca. 20.000 Einwohnern. Bei diesem Bergsturz wurde auch das Basislager der 15-köpfigen tschechoslowakischen Bergsteigermannschaft unter meterhohen Geröllmassen begraben. Gustavs Freunde kamen alle um. Im Winter waren sie noch beim Isergebirgs-Lauf mitgelaufen.

Hier, auf diesem Friedhof, wo wir heute Gustav Ginzels gedenken, sind auch ihre Gedenksteine. Vielleicht aber wollte Gott ihn damals noch nicht haben, damit wir ihn haben konnten. 1995 ist sein Misthaus in den Himmel aufgestiegen. Gustav ist ihm jetzt gefolgt. Deshalb sollten wir bei aller Traurigkeit, dankbar sein, dass wir ihn hatten, seinen Geschwistern und besonders seiner Schwester danken, dass sie sich so aufopferungsvoll in den letzten Jahren um ihn gekümmert haben. Es macht die Wüste wertvoll, dass sie einen Brunnen birgt: Sagt ein altes arabische Sprichwort. Es machte das Isergebirge wertvoll, dass es ein Misthaus barg, dem Gustav seine Seele gab.

Auf jeden Krempel gehört ein Misthausstempel!
Nicht nur auf jeden Krempel, auch wir sind geprägt worden.

Wir haben heute wirklich viel Grund zur Dankbarkeit!

20 Jahre nach dem Mauerfall – eine andere überfällige Betrachtung

Heinz Eggert Staatsminister a.D

Warum wirken „WESSIS“ auf „OSSIS“ immer wieder arrogant? Oder umgekehrt?

Es ist schon seltsam.

Müssten die Deutschen insgesamt nach 19 Jahren Deutscher Einheit nicht Gott auf Knien danken? Die Ostdeutschen, weil Gott sei Dank der Honeckerspuk vorbei ist. Die Westdeutschen, weil sie ihn nicht erleben mussten. Und beide gemeinsam, weil bei allen Schwierigkeiten, den vorgefundenen und den selbstgemachten, vom Fakt der Deutschen Einheit auch nach 19 Jahren nur mit unbändiger Freude gesprochen werden kann, weil es – Gott sei Dank – so gekommen ist. Und weil kein Blut vergossen wurde.

Es gibt nicht viele geschichtliche Ereignisse, auf die wir Deutschen wirklich stolz sein können. Gemeinsame Gesangbücher des Dankes müssten sie herausgeben. Aber stattdessen scheint es, stürzen sie sich wie die Lemminge in die deutsch-deutsche Befindlichkeitsfalle. Das können sie ja auch. Das haben sie gelernt. Das liegt ihnen.

So entgehen sie auch der Gefahr, sich gemeinsam verändern zu müssen.

In dieser sozio-kulturellen Selbstbefriedigungsphase, angesichts, der natürlich zu vernachlässigenden Weltproblematik, treffen sie sich in ihrer gemeinsamen Überheblichkeit. Und geben zur besseren Anschaulichkeit statt Dankesbücher „Sachbücher“ heraus. Aus ihnen ist ersichtlich, wie schwer sie es haben, die Deutschen. Oder es sich machen.

Und das Ausland steht staunend davor. Und glaubt es nicht. Denn aus den „Sachbüchern“, deren Autorennamen wir der Nachwelt nicht überliefern müssen, können wir, wenn wir denn wollen, lernen, dass **die Ostdeutschen** faule, unfähige, verantwortungslose und demokratieunfähige Jammerlappen sind, die man zu früh kollektiv auf den Nachttopf gesetzt hat, sodass aufgrund der

psychischen Verformung Änderung wohl nicht in Sicht sein kann. Oder was für ein gemeiner, arroganter, hinterhältiger, schmierig schauspielender und die armen ehrlichen Ostdeutschen übertölpelnder Typ **der Westdeutsche** ist. Und dass es in der sozialistischen DDR ohnehin wärmer zugegangen sei, als im kalten Kapitalismus. Da überzeugt auch nicht der Verweis darauf, dass es in einem Stall, der nie aufgemacht wird, immer wärmer ist. Uninteressant.

Stammtischklischees werden „wissenschaftlich untersetzt“.

Interessant: gnadenlose Klischees über **die Ostdeutschen** und **den Westdeutschen**.

Die Ostdeutschen als Regelfall, der Westdeutsche als Ausnahme. Nun gehen ja Klischees nie an der Wirklichkeit vorbei. Sie tummeln sich zwar an der Oberfläche und verdecken die eigentlichen Abgründigkeiten, sind aber immer durch real existierende Beispiele zu belegen. Jeder von uns kennt solche Typen. Natürlich gibt es die „Glücksritter der Anfangsjahre“, die die Unsicherheiten der Anfangsjahre nutzten um andere übers Ohr zu hauen und für sich selbst Kasse zu machen.

Nicht jeder, der vorgeblich in den Osten gekommen war um zu helfen war wirklich hilfreich.

Zumindest nicht für den Aufbau Ost. Abgebrochene BWL-Studenten, die als Wirtschaftsberater auftauchten, Heerscharen von Versicherungsvertretern, die alles versicherten, was nicht zu versichern war, amtsgeile Politiker, die aus guten Gründen im Westen nie gewählt worden waren,

forsche junge Leute, die sich im Westen aus guten Gründen erst einmal bei einer Anzeigenzeitung hätten bewähren müssen, wurden Korrespondenten von angesehenen Tages- und Wochenzeitungen. Sie waren aufgrund von purem Glück in eine Position gerutscht, die ihnen weder vom Wissen noch vom Können her zustand. Aber sie nahmen es als selbstverständlich.

Der Einäugige ist unter den Blinden König. Dachten sie. Denn die Erleuchtung kam nicht aus dem Osten, sondern hatte aus dem Westen zu kommen. Das hatten sie begriffen. Sie waren davon überzeugt, dass es sich im Einheitsprozess um einen Quantensprung vom Niederen zum Höheren, vom gescheitert Sein zum Siegreichen, vom Nichtbewährten zum Bewährten handelte. Ihre Rolle war daher definiert. Sozusagen geographisch vorgegeben. Denn sie kamen ja aus dem Westen.

Aber das war nicht nur ihre Überzeugung. Es war langläufige Überzeugung, die wissentlich und unwissentlich lange vorbereitet war und auf die sie sich jetzt stützten.

Es war die Wirkung der jahrzehntelangen Ignoranz und Arroganz vieler Verantwortlicher in Politik

und Medien der alten Bundesrepublik, die die Wirklichkeit der DDR nur durch die Brillen ihrer eigenen Vorurteilkraft wahrnahmen. Wie viele haben im Westen, vom warmen Kissen der sozialen Marktwirtschaft aus die sozialistischen Experimente in der DDR mit Sympathie beobachtet und gestützt? Sodass selbst 1989 in Thesen ernsthaft behauptet werden konnte, die Erneuerung in der DDR könne nur aus der Nomenklatur der SED erfolgen, nicht aus den Reihen der Opposition.

Das wurde auch noch ernsthaft diskutiert. Interessant ist doch, dass sich die Experten in der Bundesrepublik Deutschland, ob auf dem Geistesgebiet, ob in der Journalistik oder in der Wirtschaft zum größten Teil getäuscht haben. Sie haben ein Bild von der DDR gemalt, das sie letztlich selber geglaubt haben. Und sie haben damit ein Bild vermittelt, das wenig mit der Wirklichkeit zu tun hatte und im ersten Stadium der Einheitsbemühungen beleidigend für die Ostdeutschen war. Ich erinnere nur an den Versuch, die Banane als Einheitsfrucht darzustellen. Deshalb glauben ja auch noch viele im Westen Deutschlands, sie hätten uns nicht nur die Bananen sondern auch die Freiheit gebracht. Hier wurde der Grund gelegt für eine überhebliche Einstellung, die bis heute anhält.

Dazu kam die Unsicherheit der Ostdeutschen, sie schien argumentativ die Überheblichkeit der anderen zu stützen. Denn wie ist es denn, wenn man lernen muss mit dem grundlegenden Wandel aller Lebensverhältnisse umzugehen? Sich dem Neuen zu öffnen, ohne es kritiklos übernehmen zu wollen. Wie ist das eigentlich, wenn auf einmal viele Koordinationsmuster wegfallen.

Löhne, Mieten, Ämter, Straßennamen sich ändern.

Wenn man nicht mehr weiß: Ist mein Beruf überhaupt noch anerkannt, wo werde ich morgen arbeiten, gehört das Haus, das ich mal gekauft habe, wirklich mir, was ist eine Versicherung?

Wie ist unsere soziale Absicherung? Als wir in unserer Familie beispielsweise den Antrag auf Kindergeld bekamen, habe ich zwei Stunden gebraucht, um den Antrag auszufüllen. Andere haben ihn weggeschmissen, weil sie dachten, es sei eine Werbesache und haben deshalb zunächst einmal kein Kindergeld bekommen. Ein älterer Mensch, der in Rente geht und einen Rentenanspruch ausfüllen

muss, der kommt ja auch nicht auf den Gedanken, dass er zu Lebzeiten noch einmal in den Genuss derselben kommen könnte.

Wir haben zu Ostzeiten über Bürokratie gelacht und wissen erst heute, was das ist.

Dazu kam die niederschmetternde Erfahrung der Ostdeutschen: Wer Geld hat, kann etwas bewegen! Eine zum Teil bittere Erkenntnis für manchen ehemaligen DDR-Bürger. Eine Vermögensbildung konnte unter den „politisch-ökonomischen“ Verhältnissen des real existierenden Sozialismus nicht stattfinden, während sich im Westen riesige Privatvermögen anhäuferten. Aber zum Kapitalismus gehört nun einmal Geld. Dieses aber hatten sie nicht. Denn eine Vermögensbildung war fast unmöglich im real existierenden Sozialismus.

1974 habe ich an der Universität in Rostock meine Diplomarbeit über Jugendseelsorge geschrieben, und habe daraufhin durch die Vermittlung eines Professors vom Bertelsmann-Verlag eine vierbändige Ausgabe „Jugendseelsorge“ geschenkt bekommen.

Ich weiß heute noch, wie entsetzt ich war, als ich hörte, dass das Werk insgesamt um die 500 D-Mark gekostet hat. Wenn ich das ganze mal sieben nehme, war das ungefähr das Jahresgehalt eines Pfarrers in der DDR – in Mark der DDR versteht sich. Als ich jetzt meine Bezügeabrechnung über 16 Dienstjahre bei der Kirche bekam, ergab es die stattliche Summe von 109 000 DDR-Mark.

Ich vermute einmal, dass ein Pfarrerkollege im Westen in 16 Jahren etwas mehr verdient hat.

Gut, wenn nicht verdient, so doch bekommen.

Diese Vergleiche wurden gerade nach der Wende immer wieder angestellt und haben ihre Langlebigkeit bis heute bewiesen. Die einen nehmen sie als Bestätigung für die These, dass die Ostdeutschen das Arbeiten lernen müssen. Denn sonst wären ja die Erträge zu sehen. Manche Ostdeutschen sehen es auch weiterhin als ständige Benachteiligung. **Aber es wäre sehr verhängnisvoll, wenn dem**

Glauben nicht entgegen getreten wird, dass dadurch, dass ein Staat bankrottgegangen ist, nicht auch automatisch die Lebensleistung der Menschen, die in diesem Staat gelebt haben, entwertet

wird. Wahr ist, auch eine Lebensleistung, die sich nicht in D-Mark ausgezahlt hat bzw. ausdrücken lässt, ist eine Lebensleistung und bleibt eine Lebensleistung. Aber diese Erkenntnis passt nicht in die

Vorurteile. So trifft Reaktion auf Gegenreaktion. Zu ihnen passt die gängige Praxis, dass jeder im Osten sich durchleuchten lassen muss, Aber nicht in der Art des vorsichtigen Beurteilens,

sondern eher des Urteilens über die Lebensläufe der einen bzw. der Anderen. Und jetzt kommt

die Spitze herablassender Überheblichkeit, **den Ostdeutschen wird von Westdeutschen nicht**

nur erklärt, wie es in Zukunft auszusehen hat, sondern ihnen wird auch ihr Leben in der DDR

erklärt. Wie sie wann und wo richtig hätten reagieren müssen. Dass das auch richtig vermarktet

werden kann, wissen nicht nur neunmalklugen Journalisten.

Auch im Sport, in der Kunstszene, im Literaturbetrieb urteilt man Gutes und Schlechtes, im Übermaß Angepasstes und schwer erkämpftes Freies, pauschal in Bausch und Bogen. Warum?

Es geht um Meinungsführerschaft. Es geht ums Recht haben, nicht um Gerechtigkeit zu schaffen.

Und es geht natürlich um Förder- und Futtertöpfe. Denn die waren lange schon besetzt.

Teilung überwinden heißt doch teilen. Oder?

Ein Satz, der jetzt zu den Feierlichkeiten im 20. Jahre des Mauerfalls – wo oftmals die Falschen die Festaktreden für die Richtigen halten – viel Beifall bekommen wird.

Besonders deshalb, weil die damals eingenommenen Führungspositionen inzwischen schon Erbhöfe geworden sind.

Gerne stelle ich die Frage an Menschen, die im Westen groß geworden sind, wie denn ihr Leben unter den Bedingungen einer Diktatur verlaufen wäre. Erstaunlich ist doch, da der politische Druck einer Diktatur in den alten Bundesländern nicht besteht, dass man dort auch nicht mehr Rückgrat entdecken kann und viel zu viel Opportunismus vorfindet. Vielleicht ist das der Tatsache geschuldet, dass Opportunismus staatstragend ist. Man möge uns verzeihen, dass wir 1989 an dieser Stelle wirklich ganz andere Vorstellungen hatten.

Aber dann kam die von allen widerge“spiegel“te alle empörende Offenbarung. Der Vorhang wurde beiseite gezogen und das Trauerspiel „Staatliche Geldvernichtung im Osten“ konnte beginnen.

Ein Novum in Deutschland? Ja!

Denn bis jetzt fand sie immer nur im Westen statt. Sollte hier der Ruf nach notwendigen Angleichungen von den Ostdeutschen missverstanden worden sein? 1.250 Milliarden Euro sind vom Westen in den Osten geflossen, wurde vor Jahren geschrieben. Das ist eine begreifbare und aussagekräftige Zahl, die sich besonders den klugen und rechnerisch begabten Menschen in unserem Land, die ihre eigene Steuererklärung nicht mehr begreifen, sondern nur noch glauben können, sofort erschließt. Besonders denjenigen, denen aus dem Aufbau Ost in einem unterirdischen Finanztransfer Millionen an Steuerabschreibungen, Fördermitteln und erzielten Umsätzen die eigene Eigentumsbildung West mehrten. Wussten Sie eigentlich, dass sich von 1989 bis 1992 die Zahl der Einkommens-millionäre West um 38 % erhöht hat? Raten Sie einmal wo diese wohnen. Richtig, im ehemaligen Zonenrandgebiet und in Westberlin. Logisch. Einheitsgewinnler. Wir dürfen jetzt an dieser Stelle nicht vergessen – und können es auch deutlich sagen – dass der Aufschwung im Osten für einige Jahre die gesamtdeutschen Auswirkungen der weltweiten Rezession herausgezögert hat. Der Aufschwung Ost hatte hier wie ein Konjunkturpuffer gewirkt. Dadurch war für viele Wirtschaftsexperten der kritische Blick auf die gesamtdeutsche Strukturkrise verstellt. Im Westen wurde produziert und im Osten konsumiert. Nachdem dann jeder Ostdeutsche seinen Baumarkt und sein Autohaus hatte, mussten wir mit aller Macht darauf drängen, dass die mit Steuergeldern geförderten Privatunternehmen nicht nur verlängerte Werkbänke des Westens und absatzmarktnahe Betriebsteile westdeutscher Unternehmen waren. Denn wir brauchen ein eigenes Geflecht produzierender Betriebe. Das alles war natürlich schlecht herauszurechnen. Genauso wenig wie die wie Geldvernichtungsmaschinen wirkenden unbescheidenen Gesetzeswerke und Verwaltungsvorschriften des Westens, die in völliger Situationsverkennung im Osten angewandt werden mussten. Koste es, was es wolle!

Wir haben zu Ostzeiten über Bürokratie gelacht und wissen erst heute, was das ist. Ich bin mir sicher, wenn Ludwig Erhardt 1955 die Verwaltungsvorschriften der heutigen Bundesrepublik gehabt hätte, er hätte noch so viele Zigarren rauchen können, so schnell wäre der Wirtschaftsaufschwung auch damals nicht gekommen. Nur wer zu Recht den Abbau bürokratischer Hemmnisse fordert, wer zu Recht den schlanken Staat fordert, der muss auch wissen, dass das eine Verschlankung der Zuständigkeiten voraussetzt. Was dem Westen schon lange nicht guttut, konnte doch dem Osten auch nicht guttun! Eine folgenlos gebliebene Einsicht. Nachdenken ist nicht dividierbar, schon gar nicht im denkerischen Zerlegen der deutschen Einheit in Ost und West, Süd oder Nord. 1.250 Milliarden Euro – nicht überprüfbar und begreifbar, aber gut, dass wir es wissen. Da haben manche Stammtische wieder ihr Thema.

Das Menetekel an der West-Wand: Der Aufbau Ost beschleunigt den Absturz West!

Und an der Ost-Wand: Der Westen will uns total vergessen!

Tante Karlas Bemerkung, die um die Familienfreude zu erhöhen zu einem Besuch aus Dresden in Bochum eingetroffen war: „Hier in Bochum sieht es ja aus wie früher bei uns im Osten. Da hatten die Häuser auch keine Farbe und die Straßen waren kaputt.“ erwies sich im Kleinen als wenig friedensstiftend und ist im Großen schon gar nicht zu verwenden. Vielleicht wollen auch deshalb einige die Mauer wieder zurück, um vor ihren Verwandten geschützt zu sein, denn das Wort Familienbande hat einen üblen Beigeschmack von Wahrheit (wie Karl Kraus schon einmal bemerkte). Fakt ist, dass auf beiden Seiten, die Animositäten und Vorurteile in vielen Familien an die jüngeren Generationen weitergegeben werden.

Es sei wie es sei. Jetzt können die Kurzdenkenden auf beiden Seiten Dampf ablassen, ohne mit ihren Bemerkungen und Aussprüchen die Statistik fremdenfeindlicher Bemerkungen zu erhöhen, denn sie äußern sich ja über Inländer. Deutsche über Deutsche!

Argumentationsfallen lauern natürlich überall. Die untergründig unbeabsichtigte, aber willkommene Aussage, Ostdeutsche können nicht mit Geld umgehen, könnte unbedarfte Gemüter glauben lassen, die jetzige Bundesregierung bestehe aus lauter Ostdeutschen. Es scheint einen sich selbst karikierenden „Paradigmenwechsel“ zu geben. Die Zeit der Osis und Wessis mit ihren in Deutschland unerträglichen und im Ausland nie verstandenen Diskussionsansätzen ist vorbei.

Nach so vielen Jahren ist jetzt die Zeit der westdeutsch und ostdeutsch Geblienen gekommen. Sie werden sich nicht mehr ändern.

Das ist zugegebenermaßen nicht tröstlicher, aber erklärbarer.

Apropos Gedankenspiele!

Ich glaube, dass die gesamte Diskussion der Vereinigung auch daran krankte, dass man vieles nur unter fiskalischen Erwägungen diskutierte. Als Oskar Lafontaine damals sehr genau nachrechnete, was die Einheit kosten würde, was sie kosten dürfe, wählte er einen politisch und menschlich völlig falschen Denkansatz. Was darf es eigentlich kosten, 16 Millionen Menschen aus einem unwürdigen menschenverachtenden totalitären Staatsgefüge herauszuholen? Was darf es eigentlich kosten, dass Menschen, die nicht damit einverstanden sind, dass ihnen nur eine beschränkte Bewegungsfreiheit zugestanden wurde, nicht mehr im Stacheldraht hängen oder an der Mauer erschossen werden? Was darf es eigentlich kosten, dass junge Menschen, die politische Witze reißen, trotzdem Gymnasium und Studium besuchen dürfen und sich nicht in der Untersuchungshaft bei der Staatssicherheit wiederfinden, ohne dass ihre Eltern benachrichtigt wurden? Was darf es eigentlich kosten, dass Verwandte und Freunde sich selbstverständlich besuchen dürfen, statt staatlich erniedrigende Genehmigungsverfahren durchlaufen zu müssen? Was darf es eigentlich kosten, dass SS-20-Raketen mit atomarem Sprengkopf jetzt nicht mehr in kurzer Reichweite auf München, Stuttgart oder Hamburg gerichtet sind? Untaugliche Rechenbeispiele? Vielleicht. Meine Großmutter konnte gut rechnen.

Ihr Prinzip: Rechnen muss man können. Aber in der Familie wird nichts aufgerechnet. Entweder es geht allen gut oder keinem! Manchmal ist aus dem Kleinen auch auf das Große zu schließen. Natürlicherweise haben sich in diesen 40 Jahren Teilung unterschiedliche Mentalitäten, unterschiedliche Horizonte herausgebildet, wie sie halt zustande kommen, wenn man unterschiedliche Standpunkte, unterschiedliche Erfahrungswerte und zwei sehr unterschiedliche Wirtschafts- und Infrastrukturen hat.

Aber!

Das alles sollten wir uns nicht gegenseitig vorrechnen, sondern gemeinsam aufarbeiten. Wir sollten es ehrlich und offen aussprechen.

Die Schwierigkeiten, die wir in Deutschland teilweise haben, hängen nicht unbedingt mit der Einheit zusammen. Mein Eindruck war und ist es teilweise immer noch, man spielt die alten Spiele eines in sich geschlossenen Systems, das sich schon lange geöffnet und damit verändert hat. Die neue Situation in Europa und in der Welt stellt Innovationsansprüche an das vereinte Deutschland. Das vereinte Deutschland stellt Innovationsansprüche an seine Bürger. Auch deshalb mag manchem Deutschen die Einheit schwer fallen. Wir wissen doch alle, dass Veränderungsangst ein allgemein menschliches Phänomen ist. Deshalb lieber in die warmen Wasser der Vorurteile, als in den frischen Wind der Veränderung. Steigen wir einmal aus den warmen Wassern der Vorurteile heraus – die arroganten Westdeutschen, die faulen Ostdeutschen.

Mein Eindruck ist, dass die Faulen und die Arroganten in ganz Deutschland relativ gut verteilt sind. Diese können für uns Deutsche sehr blamabel werden, wenn sie „gebündelt“ im Ausland auftreten. Sie unterliegen nämlich einem verhängnisvollen Irrtum:

Sie verwechseln den eigenen Wert mit dem Wert ihrer Währung und glauben, weil die Kaufkraft wächst, wird sich auch ihr Wert steigern. Eine Erfahrung, die ich immer wieder mache, wenn ich meine Freunde in Prag besuche – da stellt sich die Scham manchmal schon von ganz alleine ein. Vorurteile lassen sich also nur durch ein offenes Miteinander ausräumen.

Das gilt für Ost- und Westdeutsche gleichermaßen.

Also: Wenn wir klug sind lernen wir voneinander. Wenn?

FESTREDE

Sächsischer Landtag, Dresden am 3. Oktober 2023

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
meine Damen und Herren, liebe Freunde,

1989 ist die Mauer gefallen.

Ein kleiner kurzer Satz, hinter dem sich riesige Dimensionen verbergen.
Dem will ich heute mit Ihnen nach-denken.
Denn wer nicht nach-denkt, dem fehlt auch die unverzichtbare notwendige Eigenschaft
zum Vor-denken.

Vergangenheit ist immer Prolog, und Geschichte setzt sich immer aus Geschichten zusammen.

Beginnen wir mit dem 7. Oktober 1989!
40. Staatsfeiertag der DDR.

In der Oybiner Bergkirche feiern wir das Erntedankfest mit einem Konzert.
Auf der Einladung war vermerkt: Kommen Sie, damit wir an diesem Tag wenigstens etwas zu feiern
haben. Diese Einladung schaffte es noch in meine Staatssicherheitsakte. Der Trompeter aus Cottbus
kommt zur Generalprobe für das Konzert eine Stunde zu spät. Vier Mal an der Grenzstraße zu Polen
Polizei- und Armeesperren. Vier Mal musste er seine Instrumentenetuis öffnen. Wirklich nur
Trompeten. Nach dem Konzert spricht mich ein Ehepaar an. Sie haben Tränen in den Augen.
Der Junge ist mit Freunden verschwunden. Richtung Ungarn. Ein Zettel: Wir rufen euch aus dem
Westen an. Der andere Sohn ist in Berlin bei den Grenztruppen. Urlaubssperre.
Wieviel Furcht, Angst und Verzweiflung noch an diesem Tag.

Abends bin ich fassungslos. Vor dem Fernseher. Jubelnd ziehen Massen in Berlin am Generalsekretär
der SED und Staatsratsvorsitzenden der DDR und Vorsitzenden des Verteidigungsrates usw. vorbei.
Später werden die Marschierer sagen, ihre geballten Fäuste in Richtung Tribüne seien ihr Protest
gewesen. Die lachenden Gesichter waren nur Tarnung. Warum darf ich erst 1990 erfahren, unter
lauter Widerstandskämpfern gelebt zu haben. Sie hatten sich wirklich gut getarnt.

Gorbatschow äußerte sich in Berlin sybillinisch über die Entwicklung in der DDR. Was er nicht wusste:
In wenigen Monaten würde sein Imperium zusammenstürzen und den Blick auf die Millionen Opfer
dieser Ideologie freigeben. An diesem Abend gibt es Demonstrationen in Plauen und in Berlin.
In Berlin werden nachts die Demonstranten zusammengeknüppelt, auf Polizeireviere gebracht,
dort weiter geschlagen und gedemütigt.

9. Oktober: Unser Sohn kommt von einer Sportveranstaltung aus dem Pionierlager. Wir wissen nicht
– woher auch –, dass es ein Internierungslager werden soll, dass wir auch auf der Liste stehen.
Seine Frage: Wisst ihr schon, dass die Nationale Volksarmee an der Grenze steht. Er meint unsere
Grenze. Vorsorglich hatte die DDR-Regierung am 3.10. den visafreien Reiseverkehr in die CSSR
ausgesetzt. Die Republikgeburtstagsgäste sollten nicht fliehen. Was sie aber taten.

Wir wohnen 130 m von der tschechischen Grenze entfernt. Ich mache einen Erkundungsspaziergang.
Kinderwagen liegen in den Gebüsch. Sie hindern bei der Flucht. Familien versuchen, illegal über die
tschechische Grenze nach Ungarn zu kommen. Rostocker, Berliner – Sachsen sowieso. Nachbarn,
aufmerksame Grenzhelfer, informieren ihre zuständigen Dienststellen. Ihr Kommentar später: Weißt
du, sonst wäre ich dran gewesen. Ich weiß. Aber jetzt sind erst einmal die Ertappten dran.
Die Flüchtigen werden auf LKWs verladen. Männer, Frauen und Kinder. Ins Gefängnis.

Ich gehe weiter bis an die Grenze. Im doppelten Sinn. Zwei junge Soldaten, mit MPI bewaffnet: Bürger, Ihren Personalausweis! Ich sage: Ich bin der Ortpfarrer. Ich trage meinen Ausweis nie dabei, wenn ich durch den Ort gehe. Entschuldigen Sie, sagt der eine, das haben wir nicht gewusst. Sie sind aber verpflichtet, sagt der andere matt. Die sollen erst einmal in Berlin ihre Pflicht tun, sage ich. Sie nicken.

Am liebsten würden sie ihre Knarre an einen der umweltgeschädigten Bäume hängen und in Richtung Ungarn hinterherlaufen.

Vielleicht, sage ich abends zu meiner Frau, hält sich das hier nicht mehr lange. Vielleicht? Ab jetzt war jeder Tag, jede Woche politisch anders. Von den Möglichkeiten her, aber auch durch die Schnelligkeit sich gestaltender politischer Prozesse. Eine Einladung zur Gründung einer neuen sozialdemokratischen Partei konnte ich nicht wahrnehmen. Ich musste eine Beerdigung halten. Die strategische Grundfrage damals für mich war: Welche Strukturen waren in diesem Prozess am schnellsten zu verändern und zu gebrauchen? Natürlich arbeitete ich im Neuen Forum mit. Junge Menschen aus unserer Region mit sehr viel Mut und Fantasie arbeiteten an den notwendigen Veränderungen. Sie waren sich sehr wohl bewusst, dass die Gefahren ihrer Verhaftung noch lange nicht gebannt waren.

Aber ihr Mut übertrug sich auf die Bevölkerung, die schon bald Straßen, Plätze und Kirchen füllte, um deutlich zu machen, dass dieser DDR-Staat nicht mehr ihr Staat war. Zunächst handelte ein kleines Häuflein von Bürgerrechtlern wider alle Warnungen und Klugheit, wagten einige als naive Spinner verschriene Außenseiter den Kopf zu erheben, wo Kopf senken angesagt war und dort zu sprechen, wo Schweigen als äußerste Klugheit vorgegeben war. In der großen Geschichte spricht man immer von großen Persönlichkeiten, die irgendwann Zivilcourage zeigten und dadurch die Steinchen lostraten, die zur Lawine geworden sind. Doch die Geschichtsschreibung verengt hier den Blick auf einzelne, wo Tausende die Risiken auf sich nahmen, um Änderungen herbeizuführen. Nein, es waren hier in der DDR und bei uns in Zittau die sogenannten Durchschnittsmenschen aus unserer Region. Ohne sie und ohne die Steinchen, die sie losgetreten haben, wäre diese Entwicklung nicht denkbar gewesen.

Deshalb achtet immer die Provinz! Vieles was später politisch im Großen geschieht, nimmt hier im „Kleinen“ seinen Anfang.

19. Oktober 1989 – abends!

Wir vom Neuen Forum hatten in die Johanniskirche eingeladen. Die Zittauer gingen auf die Straße. Das hört sich gut an, stimmt aber nicht. Die meisten blieben nämlich zuhause und schauten interessiert oder erschrocken hinter den Gardinen denjenigen hinterher, die den Mut hatten, sich an diesem Abend auf die Straße zu begeben. Die Johanniskirche war innerhalb kürzester Zeit gefüllt. Die anderen Kirchen wurden aufgetan. Die Redner des Neuen Forum mussten – allein – von Kirche zu Kirche und ihren Text jedes Mal wieder neu präsentieren. Immer in der Angst, unterwegs verhaftet zu werden.

Die Angst und den Grund für die Zurückhaltung der Bevölkerung konnte nur der begreifen, der wusste, dass an diesem Abend die Polizei, die Staatssicherheit, die Arbeiterkampftruppen, die stationierte sowjetische Armee und die Offiziershochschule in Alarmbereitschaft waren. An diesem Abend waren die Entschlossensten und Couragiertesten auf die Straße gegangen und hatten dazu beigetragen, dass man auch in Zittau die Angst verlor. Es hört sich seltsam an. Aber Geschichte ereignet sich auch in dem winzigen historischen Augenblick, wenn sich der Einzelne von seiner Sofaecke erhebt, den Fernseher ausschaltet und sich auf den Weg zu irgendeiner Kirche, einer Zusammenkunft oder später einer Demonstration macht.

Diese Erfahrung sollten wir auch in einer Demokratie nicht vergessen.

Erstaunt höre ich heute Rufer bei Demonstrationen rufen: Dafür bin ich 1989 nicht auf die Straße gegangen. Das ist an dümmlicher Geschichtsvergessenheit nicht zu überbieten und beleidigt die damals Entschlossenen und Tapferen, die sich nicht sicher sein konnten, für ihr Handeln vom SED-Staat doch noch bedroht und schikaniert zu werden. Außerdem, wenn diese Rufer und Ruferinnen 1989 wirklich dabei gewesen wären, wäre ihnen aufgefallen, dass die Losung der Demonstrierenden hieß: Keine Diktatur, sondern eine demokratische Gesellschaft. Es ging nicht darum einen Totalitätsanspruch auf die eigene Meinung zu bekommen. Wer in einer Demokratie auf einer Demonstration selbst mit den krudesten Ideen heute von der Polizei beschützt wird, sollte sich nicht das Hemd eines Widerstandskämpfers anziehen. Das Hemd eines Widerstandskämpfers können sich diese Rufer auch heute noch in Diktaturen verdienen, wo die Polizei prügelt und die Gefängnisse dann voller werden. Nur zu! Die Welt ist offen!

Als in Berlin am 9. November 1989 die Mauer bröckelte, demonstrierten tausende Oberlausitzer, Männer, Frauen und Kinder, mit Kerzen in der Hand auf dem Zittauer Ring. Ihre brennenden Kerzen setzten sie auf die Mauern vor der verdunkelten Stasi-Zentrale, aus der sie eifrig gefilmt wurden. Es nutzte nichts mehr. Die Zittauer hatten ihre Angst verloren.

Dass die Mauer fiel, durch eine Fehlinformation eines Pressesprechers, der in der Sitzung des Staatsrates der DDR nicht aufgepasst hatte ... unvorstellbar.

Gott scheint einen Sinn für Ironie zu haben.

Aber das Unvorstellbare war geschehen – es wurde Realität.

Mutmachend!

Aber auch Fragen über Fragen.

Denn jetzt kam der Konflikt aus den eigenen Reihen.

Was wir nicht wollten, darüber waren wir uns einig. Das Ziel war die Abschaffung dieser menschenverachtenden Strukturen innerhalb der DDR. Aber was dagegen setzen? Demokratie?

Ja klar, da hatten wir unsere Vorstellungen, aber – und das wird bei vielen Diskussionen heute vergessen – seit 1933 in diesem Teil Deutschlands auch keine Erfahrungen. Erst hatten die Faschisten, dann die Kommunisten jede demokratische Erfahrung unmöglich gemacht. Als ich zum ersten Mal am 7. Dezember 1989 in Zittau auf dem Markt davon sprach, dass wir eigentlich die Chancen nutzen müssten, wieder ein Volk zu werden, kam es zum Bruch mit dem Neuen Forum. Zur gleichen Zeit wurden die Schilder der Demonstranten „Wir sind das Volk!“ durch die Schilder „Wir sind ein Volk!“ abgelöst.

Helmut Kohl erzählte mir später einmal, dass dieser Schilderwechsel und der Einheitsruf 1989 in Dresden sein Motiv gewesen sei, möglichst schnell Gespräche mit den Alliierten über die Möglichkeiten der Deutschen Einheit zu führen. Sein schwierigstes Gespräch führte er wohl mit der Eisernen Lady in London in einer Herzlichkeit, bei der selbst der Tee in den Teetassen auf dem Kamin einfro. Aber Opfer musste eben jeder in dieser Zeit bringen.

Nur: Zur Geschichte gehört auch, dass die richtigen Menschen zur richtigen Zeit das Richtige tun. Nicht immer treffen diese drei Faktoren aufeinander.

Helmut Kohl war der richtige Mann in dieser Zeit. Auch wenn Dankbarkeit keine politische Kategorie ist. Das sollten wir nie vergessen.

Für mich war damals klar: Alle Pläne einer schrittweisen Annäherung oder eines langfristigen stufenweisen Übergangs zur Einheit gingen an der Wirklichkeit vorbei. Die Zeit drängte und die Geduld der Ostdeutschen war aufgebraucht. Ohne Deutschland zu einen, würde man auch Europa nicht einen

können. Und wir würden weiter in unserem Zittauer Zipfel sitzen müssen, ohne ihn regional nach allen Seiten zu öffnen. Der politische Ansatz des Neuen Forums, einen dritten Weg einzuschlagen, war für mich damit erschöpft. Er löste zwar mit seinen Selbstzweifeln Entzücken in der westlichen Linken aus, aber gleichermaßen auch Hoffnung bei Modrow und seiner angeblich geläuterten Truppe, die ihr Parteivermögen ins Ausland schaffte. Flankierend zu dieser Diskussion gab es im Westen Deutschlands die Bewegung „Ich will nicht wiedervereinigt werden!“. Einige ihrer Anhänger haben heute politische Führungsämter inne und werden heute Reden zum Tag der Deutschen Einheit halten müssen. Naja, Strafe muss sein.

Wie marode die DDR tatsächlich war, ist 1990 völlig falsch eingeschätzt worden. Im Westen, wo es ja die marktwirtschaftlich kompetenten Fachleute gab, sogar ein Ministerium für innerdeutsche Beziehungen, fehlte der Blick hinter die Kulissen der DDR-Betriebe. Das Zahlenmaterial war geschönt. Und jeder von uns weiß, die Angleichung an Weltmarktbedingungen hat nach 1990 unausweichlich zu einer beträchtlichen Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern geführt. Fast gleichzeitig mit der Wiedervereinigung kam die Globalisierung auf Westeuropa zu, mit ihren verheerenden Pleitewellen in vielen Industriezweigen, gerade in meiner Region mit über 8000 Beschäftigten der Textilindustrie schlug sie voll zu. Die Maschinen hatte zum Teil noch der letzte sächsische König eingeweiht, zum großen Teil stammten viele noch von vor dem Krieg. Chemische Rückstände und Gifte wurden ungeklärt in die toten Flüsse geleitet.

Die Schadstoffbelastungen an den Arbeitsplätzen lagen zum Teil hundertfach über den Grenzwerten, die erst mit den neuen Gesetzen aus dem Westen kamen. Zu der Zeit war der Schnee bei uns im Gebirge am dritten Tag schwarz und Umweltmessungen waren eine Straftat. Helmut Kohl erzählte einmal, als wir über Gorbatschow sprachen, dass er damals bei seinem Besuch in der Sowjetunion froh über die Zusage war, dass die Außenhandelsbeziehungen zum Ostteil Deutschlands noch weiter erhalten bleiben sollten. Dasselbe sollte für die restlichen RGW-Staaten gelten. Der Anteil des Außenhandelsumsatzes der DDR in Bezug auf die Sowjetunion war ja sehr hoch (bei 40 Prozent). In der Zeit hätte die Möglichkeit der Modernisierung genutzt werden können. Der Kommentar des Bundeskanzlers: „Ich habe doch nicht wissen können, dass es nach zweieinhalb Wochen die Sowjetunion nicht mehr geben würde.“

Auch hatte man nicht auf dem Schirm, dass mit Verfügbarkeit von Westprodukten die Nachfrage nach Ostprodukten geradezu über Nacht auf null fiel, und das galt für den ganzen Ostblock. Die Bevölkerung hatte es mit ihrem Kaufverhalten entschieden. Die westlichen Bundesländer hatten zu dieser Zeit ein Konjunkturohoch. Im Westen wurde produziert, im Osten konsumiert. Das konnte auf Dauer kein Erfolgskonzept sein und es wurde zum Glück auch kein Dauerzustand.

Aber an einer Stelle hatten meine kritischen Freunde immer recht. Das war der schwächste Punkt, auch meiner Argumentation. Was wussten wir von der Bundesrepublik Deutschland? Wir – und auch ich – kannten das System Bundesrepublik nicht so genau, das wir alternativ nutzen wollten. Ich setzte mich auf die Experten der Bundesrepublik, die sehr eloquent und sicher verbargen, dass auch sie keine fertigen Pläne in der Tasche hatten. Ja es war so. Wir begannen im Osten wie im Westen bei null.

Der Begriff Wiedervereinigung vermittelt den Eindruck, es habe Erfahrungen gegeben, auf die man sich hätte stützen können. Nein, die gab es nicht. Aus dieser Perspektive war es eine „Neuvereinigung“.

Gott sei Dank war in der Mehrheit der Bevölkerung der Wille zur Einheit da, aber es fehlten die tragenden und vorausschauenden Konzepte.

Stattdessen jede Menge Irrtümer und Vorurteile. Interessant ist doch auch, dass sich die Experten in der Bundesrepublik Deutschland, ob auf dem Geistesgebiet, ob in der Journalistik oder in der Wirtschaft zum größten Teil schon zu DDR-Zeiten getäuscht haben. Wobei einige von ihnen ihren

Täuschungen noch immer erliegen. Sie haben ein Bild von der DDR gemalt, das sie letztlich selber geglaubt haben. Und sie haben damit ein Bild vermittelt, das wenig mit der Wirklichkeit zu tun hatte und im ersten Stadium der Einheitsbemühungen beleidigend für die Ostdeutschen war.

Ich erinnere nur an den Versuch, die Banane als Einheitsfrucht darzustellen. Deshalb glauben ja auch noch manche im Westen Deutschlands, sie hätten uns nicht nur die Bananen, sondern auch die Freiheit gebracht. *Die Bananen schon, aber nicht die Freiheit. Die haben wir uns selbst auf der Straße erkämpft.* Den verantwortlichen Umgang mit ihr üben wir noch heute jeden Tag. Das ist allerdings ein Punkt, in dem wir uns nicht unterscheiden zwischen Ost und West. Da würde uns allen etwas Demut guttun.

Damals wurde der Grundstein gelegt für eine überhebliche Einstellung, die in Teilen bis heute anhält. Dazu kam in vielen Bereichen die Unsicherheit der Ostdeutschen. Sie schien argumentativ die Überheblichkeit der anderen zu stützen. Aber wie ist es, wenn man lernen muss mit dem grundlegenden Wandel aller Lebensverhältnisse umzugehen? Sich dem Neuen zu öffnen, ohne es kritiklos zu übernehmen. Ist Unsicherheit hier nicht eine vollkommen normale menschliche Reaktion?

Wie ist das eigentlich wenn auf einmal viele Koordinationsmuster wegfallen? Löhne, Mieten, Ämter, Straßennamen sich ändern. Wenn man nicht mehr weiß: Ist mein Beruf überhaupt noch anerkannt? Wo werde ich morgen arbeiten? Gehört das Haus, das ich mal gekauft habe, wirklich mir? Was ist eine Versicherung? Wie ist unsere soziale Absicherung? Überlegen Sie nur, wie unsere Gesellschaft mittlerweile heute auf Änderungen reagiert. Wie zum Teil schon kleinere Änderungen riesigen Veränderungsstress hervorrufen. Nicht weniger als der Abgesang auf die Existenz des Abendlandes ist die regelmäßige Folge.

Wir sind alle sehr sensibel, wenn es uns betrifft. Nur zu einer Demokratie gehört, das gleiche Maß an Sensibilität auch anderen zuzubilligen und zu begreifen, dass die Königsdisziplin in der Demokratie KOMPROMISS heißt.

Vergessen wir also nicht: Die Ostdeutschen haben – bei aller Freude über die Abschaffung der Diktatur – eine ungeheuer schwierige und kräfteverschleißende Umstellungsleistung erbracht. Diese Leistung sollte besonders am heutigen Tag gewürdigt werden und wir sollten auch selbst stolz darauf sein. Es sind auch in der DDR große Lebensleistungen unter Bedingungen erbracht worden, die zu dieser Zeit im Westen schon gar nicht mehr vorstellbar waren. Mit einem gewaltigen Unterschied: Sie zahlten sich materiell für den DDR-Bürger nicht auf seinem Geldkonto aus. Und als die Freiheit der Marktwirtschaft kam, war das Geld rar im Osten. Deswegen wird auch heute noch im Osten weniger geerbt als im Westen. Aber das ist keine Folge der deutschen Einheit sondern eine Folge der spät erworbenen Freiheit der Ostdeutschen. Trotzdem: Nur wer Geld hat, kann etwas bewegen! Das ist eine zum Teil bittere Erkenntnis für manchen ehemaligen DDR-Bürger gewesen.

Was für manche zu der Kurzschlusslogik führte, dass sich die Lebensleistungen der Bürger entwerten würden, wenn ein Staat bankrottgeht. Das ist zwar nicht so, aber genau dieses Gefühl gab es und gibt es. Vielleicht glauben deshalb manche trotzig, die DDR verteidigen zu müssen, damit ihre Lebensleistungen erhalten bleiben. Sie tun es, weil wir es nicht laut und anerkennend tun.

Aber manches Argument wendet sich heute auch. Tante Karlas Bemerkung, die um die Familienfreude zu erhöhen, zu einem Besuch aus Dresden in Bochum eingetroffen war, „Hier in Bochum sieht es ja aus wie früher bei uns im Osten. Da hatten die Häuser auch keine Farbe und die Straßen waren kaputt.“, zeigt eine andere Diskussion auf und erwies sich im Kleinen als wenig friedensstiftend und ist im Großen schon gar nicht zu verwenden. Aber wir haben im Osten ja nicht nur das Geld aus dem Westen bekommen, sondern auch die Gesetzeswerke und Verwaltungsvorschriften des Westens, die in völliger Situationsverkennung im Osten angewandt werden mussten. Diese wirkten wie Geldvernichtungsmaschinen. Koste es, was es wolle!

Wir haben zu Ostzeiten über Bürokratie gelacht und dann wussten wir erst, was das ist. Was dem Westen schon lange nicht guttat, konnte doch dem Osten auch nicht guttun! Eine bis heute folgenlos gebliebene Einsicht.

Trotzdem: Ein bisschen DDR hätte ich gerne erhalten. Ich hätte ganz gerne für die verantwortlichen Genossen der DDR ein Altersheim auf DDR-Standard erhalten. Vier alte Menschen auf einem Zimmer, zwei Schränke, vier Koffer, ein Waschbecken. Einmal in der Woche Obst und einmal in der Woche baden. Milliarden Euro hat die Deutsche Einheit bis jetzt gekostet, ohne, dass deshalb eine Wohlstandsexplosion in den neuen Bundesländern stattgefunden hätte.

Es zeigt eines ganz deutlich, dass der Sozialismus ein für alle Deutschen recht kostspieliges Experiment – im finanziellen wie im mitmenschlichen Desaster – gewesen ist, das man möglichst schnell nicht wiederholen sollte; oder erst dann, wenn wir genug erarbeitet haben, um die späteren Folgen auch bezahlen zu können.

Aber nicht nur das Geld hat etwas bewegt, sondern auch viele Menschen, die uns in dieser Situation beim Aufbau demokratischer Strukturen geholfen haben. Wer heute noch nach 30 Jahren zwischen den, die hier leben und arbeiten den Diffamierungskeil Ossi und Wessi treiben will, muss sehr weit zurückgeblieben sein. Ich weiß sehr genau, wovon ich rede, denn ich kenne auch die Situation in Tschechien und Polen, wo man nicht auf Landsleute zurückgreifen konnte, die schon seit 40 Jahren demokratische Erfahrungen gemacht hatten und das für uns neue System kannten. Gut, nicht jeder aus dem Westen, der als Motivation angab, helfen zu wollen, war hilfreich. Manche haben sich auch nur selbst geholfen. Aber die meisten waren schon sehr hilfreich.

Jeden Tag seit der Einheit ist anschaulicher geworden, wie viel unglaubliches Unrecht und wie viel Menschenverachtung im SED-Regime an der Tagesordnung waren. Es ist von einer solchen Anschaulichkeit, dass viele am liebsten wegsehen würden, um es nicht verarbeiten zu müssen; denn Verarbeitung ist mühsam, setzt Verständnis voraus und ist schmerzlich, besonders für die Betroffenen. Vielleicht sollte man auch ab und zu einmal auf jene hören, die den Repressionsapparat DDR selbst erlebt haben.

Manches erinnert mich an den Bereich der Gewaltkriminalität in dem ich erlebe, dass oftmals in den Diskussionen mehr Verständnis für die Täter als für die Opfer aufgebracht wird. Als wir uns 1989/90 noch über die besten Lösungen stritten, wussten wir noch nicht, welche Rolle die Staatssicherheit in unserem Leben gespielt hatte. Sie können es glauben, kaum einer hatte vom tatsächlichen Ausmaß auch nur eine ungefähre Ahnung. Deshalb war damals auch unser Freundeskreis noch größer.

Im Mai 1989 bat mich eine junge Studentin um Hilfe. An der Humboldt-Universität in Berlin hatte sie ihr medizinisches Examen mit „sehr gut“ abgelegt. Dann wurde sie denunziert, auf einer Studentenfete auf der Gitarre das in der DDR verbotene Deutschlandlied intoniert zu haben. Es hätte ja auch Haydn gewesen sein können. Dass sie kirchlich engagiert war, war strafverschärfend. Sie wurde vom Studium ausgeschlossen, bekam ihr Examen nicht und musste die Universität verlassen. Inzwischen ist sie eine erfolgreiche Medizinerin.

Aber! Im Oktober 1990 wurden unter den Klängen dieses Liedes, die an ihrer Entlassung beteiligten, im vorauseilenden feigen Gehorsam und sich an ihre Karriere klammernden Professoren in ihre neuen Ämter eingeführt. Hier gibt es Geschichten ohne Ende!

Auch durch solche Erlebnisse machten viele Menschen in den neuen Bundesländern die schmerzliche Erfahrung, dass der Rechtsstaat nicht zwangsläufig Gerechtigkeit impliziert, und dass er auch nicht wirklich geeignet ist, 40 Jahre Unrecht aufzuarbeiten. Die veröffentlichte Meinung scheint ihnen recht zu geben. Denn wir führten dann in Deutschland eine Diskussion über Amnestie der DDR-Täter. Aber alle, die von Amnestie sprachen, die musste man doch mal fragen: Wer ist denn verurteilt worden? Gut, Herrn Honecker hat man seiner Frau ausgeliefert. Die schlimmste Strafe! Herr Mielke saß im Gefängnis, weil er 1931 zwei Polizeioffiziere erschossen hat.

Wir müssen den Tätern der DDR einmal ganz deutlich sagen, auf dass sie dankbar werden: Bei einem sogenannten dritten Weg, der ein Umweg zur neuen Diktatur geworden wäre, wären etliche von den

gleichen Staatsanwälten, die ihnen früher unterstanden, zu lebenslangen Knaststrafen verurteilt worden. Das nennt man im Kommunismus Säuberung. Und schon geht man zur Tagesordnung über. Aber genau das dürfen wir nicht. Auch nicht nach 30 Jahren. Wenn es um erfolgtes Unrecht geht, gibt es keine Tagesordnung.

Wer bewältigen will, muss wissen. Vergangenheit ist auch immer Prolog.

Erstaunt lese ich immer wieder, wie menschlich und warm es in der DDR zugegangen ist. Und vieles verstehe ich auch. Natürlich gab es Liebe, Freundschaft, Nachbarschaft, Verständnis und Freude in der DDR. Aber doch nicht wegen der Diktatur, sondern trotz der Diktatur. Wer aber global davon spricht, dass es in der DDR wärmer zugegangen sei als heute, dem muss man in aller Deutlichkeit sagen, dass es in einem Stall, der nie aufgemacht wird, immer wärmer ist.

Dann gab es Umfragen, die sich am Rande eines zeitgeistigen Dummheitskegels bewegen:
War die DDR ein Unrechtsstaat oder nicht?

Ich empfinde diese Fragestellung als zynisch: Keine freien Gerichte und keine freie Rechtsprechung, keine freien Parteien und Gewerkschaften, keine freie Bildung und Forschung, keine freien Religionen, keine freie Meinungsäußerung und Bewegungsfreiheit, keine Pressefreiheit aber ständige Bespitzelung der Bevölkerung, Gefängnisse voller politischer Gefangener, die devisenbringend in den Westen verkauft wurden – kein Unrechtsstaat? Noch immer gibt es im Osten amtierende Ministerpräsidenten und -innen, die dieser Meinung zu sein scheinen. Dann sollen sie doch den Mut haben, es einer Mutter ins Gesicht zu sagen, deren Sohn an der Grenze erschossen wurde, nur, weil er mehr von der Welt sehen wollte, als die DDR-Regierung ihm zugestand.

Ich glaube auch, dass die gesamte Diskussion der Vereinigung auch daran krankte, dass man mehr über Geld statt über politische Moral sprach. Als Oskar Lafontaine damals sehr genau nachrechnete, was die Einheit kosten würde, was sie kosten dürfe, wählte er einen politisch und menschlich völlig falschen Denkansatz. Wobei ich mir ziemlich sicher bin, dass er die Einheit gar nicht wollte. Was darf es eigentlich kosten, 16 Millionen Menschen aus einem unwürdigen, menschenverachtenden, totalitären Staatsgefüge herauszuholen? Was darf es eigentlich kosten, dass ein ganzes Volk nicht mehr bespitzelt wird und Offenheit nicht ihren unmenschlichen Preis hat?

Was darf es eigentlich kosten, dass Menschen, die nicht damit einverstanden sind, dass ihnen nur eine beschränkte Bewegungsfreiheit zugestanden wurde, nicht mehr im Stacheldraht hängen oder an der Mauer erschossen werden?

Was darf es eigentlich kosten, dass junge Menschen, die politische Witze reißen, trotzdem Gymnasium und Studium besuchen dürfen und sich nicht in der Untersuchungshaft bei der Staatssicherheit wiederfinden, ohne dass ihre Eltern benachrichtigt wurden?

Was darf es eigentlich kosten, dass Verwandte und Freunde sich selbstverständlich besuchen dürfen, statt staatlich erniedrigende Genehmigungsverfahren durchlaufen zu müssen?

Was darf es eigentlich kosten, dass SS-20-Raketen mit atomarem Sprengkopf jetzt nicht mehr in kurzer Reichweite auf München, Stuttgart oder Hamburg gerichtet sind?

Untaugliche Rechenbeispiele? Vielleicht.

Meine Großmutter konnte gut rechnen. Ihr Prinzip: Rechnen muss man können. Aber in der Familie wird nichts aufgerechnet. Entweder es geht allen gut oder keinem! Manchmal ist aus dem Kleinen auch auf das Große zu schließen.

Da der Prozess der Deutschen Einheit noch nicht abgeschlossen ist, ist es auch insgesamt in Deutschland einmal nötig, über Demokratie nachzudenken. Und über Wohlstand, den manche so gern in Verbindung bringen mit diesem Wort Demokratie. Auch wenn es ein Glück ist, in einem Land mit einer freiheitlich-demokratischen Ordnung geboren zu sein, so muss man deutlich fragen, ob es für dieses Land noch ein Glück wäre, wenn alle Bürger und Bürgerinnen darin eine Selbstverständlichkeit sähen.

Zivilcourage und Rückgrat sind unentbehrlich. Auch heute.

Es gibt im Osten und Westen Deutschlands Menschen, die sich gerne Parteien und Parteiführern unterordnen, wenn sie dafür auf andere Menschen heruntersehen, ihnen Wert und Würde absprechen, diese diffamieren können und gleichzeitig noch die Stiefel mitgeliefert bekommen, um auf sie zu treten. Diesen Personenkreis müssen wir kleinhalten. Es darf keine Toleranz für Intolerante geben.

Auf der anderen Seite hat Demokratie aber viel mit Offenheit und Durchschaubarkeit zu tun. Wenn politische Prozesse und Entscheidungen nicht mehr verstanden werden, wenn sie mehr Zukunftsangst als Zukunftssicherheit vermitteln und die realen Ängste des Bürgers von den politischen Entscheidungsträgern nicht mehr aufgespürt oder ernstgenommen werden, dann wanken die demokratischen Fundamente. Wenn die Mehrheit den Eindruck hat, politische Themen werden ausschließlich von einer Minderheit gesetzt, die an ihrer Lebenswirklichkeit vollkommen vorbeigehen, dann darf man sich nicht wundern, dass bei den Bürgern das Gefühl aufkommt, man nimmt sie nicht mehr ernst. Oder die Meinung, das ist doch wie früher.

Das Vertrauen der Bundesbürger in die Demokratie nimmt einer Umfrage zufolge rapide ab. Noch dramatischer ist der Vertrauensverlust der Bürger gegenüber den Parteien. Ein neuer Tiefstand in ganz Deutschland – nicht nur im Osten. 71 Prozent meinen, dass die Eliten „in ihrer eigenen Welt leben“.

Der von mir geschätzte Spötter George Bernard Shaw hat einmal gesagt: „Die Demokratie ist die einzige Staatsform, die sicherstellt, dass wir nicht besser regiert werden, als wir es verdienen.“ Also nicht nur der Bürger, auch die Parteien müssen ihre Hausaufgaben machen, um diese Entfremdung zu stoppen. Sie müssen u.a. die Frage beantworten können, warum man ohne abgeschlossene Berufsausbildung zwar keine Straßenbahn fahren darf, aber den Vorsitz einer Fraktion oder in einem Ministerium führen darf. In der Politik kann man politische Vorgaben für die Bürger machen, muss aber keine Ausbildung haben und die Arbeitswelt kann ein ewiges Rätsel sein, da sie nie erlebt wurde. Dass da keine Akzeptanz bei den Bürgern entsteht, ist nicht verwunderlich.

Allen in der Politik sollte bewusst sein, dass sie zwar Gewählte, aber keine Auserwählten sind und sie sollten sich auch so benehmen.

Meine Damen und Herren! Liebe Freunde!

Deutsche Einheit: Dass es so gekommen ist, das ist die Hauptsache!

Und: Kluge Leute sagen immer, wenn die Hauptsache erst einmal geworden ist, erledigen sich die Nebensachen auch. Nicht mit leichter Hand.

Das wissen wir inzwischen alle.

Heute sollten wir Deutschen einen Dankgottesdienst feiern.

Die Ostdeutschen, weil Gott sei Dank der Spuk der Diktatur vorbei ist.

Die Westdeutschen, weil sie sie nicht erleben mussten.

Und weil kein Blut vergossen wurde. Friedliche Revolution!

Schaut Euch unsere reale gegenwärtige konfliktreiche Welt an und seid dankbar. Auch wenn es Euch schwerfällt.

Es gibt geschichtliche Ereignisse, auf die wir auch als Deutsche stolz sein dürfen.

Die friedliche Revolution, die dann zum 3. Oktober 1990 geführt hat, ist ein solches Ereignis.

Daran wollte ich erinnern. Dadurch ist Gesamtdeutschland wieder demokratisch und für die Welt durchschaubarer und berechenbarer geworden.

Und genau diese Demokratie ist unser eigentlicher Gewinn und ihre Erhaltung unsere gesamtdeutsche Aufgabe!

Danke fürs Zuhören!

Weihnachtsgeschichten

Weihnachten im Zittauer Gebirge oder die vielen Weihnachtswunder

Heinz Eggert

Für Kinder ist Weihnachten immer das Fest der Wunder und Überraschungen. Wir Erwachsenen sind da schon ein wenig abgeklärter, manchmal auch abgebrühte aber nicht glücklicher. Wir haben das Staunen verlernt!

Wer es wieder lernen will, muss über Weihnachten in das Zittauer Gebirge fahren und Oybin besuchen. Da stellt sich das Staunen von ganz alleine wieder ein, wenn die harmonisch romantischen Landschaftsbilder sich wärmend in der Seele widerspiegeln. Trotz der Kälte!

Nicht von ungefähr haben sich die großen romantischen Maler, wie Caspar David Friedrich hier gerne aufgehalten um ihre Bilder zu malen, die uns heute noch berühren. Als mich die Liebe vor 40 Jahren das erste Mal von der Ostseeküste nach Oybin brachte, erweiterte ich sie sehr schnell auf diesen traumhaften Ort, seine kleine romantische Bergkirche, das Zittauer Gebirge und seine wunderschöne bergige und waldige Umgebung. Hier, an der Grenze zu Tschechien und Polen, leben Menschen, die von der Geschichte noch nie besonders verwöhnt worden sind, aber an Freundlichkeit nichts eingebüßt haben. Deswegen lebe ich jetzt noch immer gerne hier. Mit der, wegen der Steigung, vor sich hin schaukelnden und schnaufenden Schmalspurbahn – „dem Zug ohne Eile“ – fuhren wir damals von Zittau aus an einem bienenkorbähnlichen Sandsteinmassiv – dem Berg Oybin – vorbei in ein Tal, umgeben von einem Kranz grüner Berge, die jetzt im Winter tief und wild verschneit sind. Da setzt das Staunen von ganz alleine wieder ein! In der Abenddämmerung scheinen das Gebirge und der ganze Ort verzaubert. Überall in den verschneiten Gärten leuchten Tannenbäume. Die kleinen Umgebendehäuser sind weihnachtlich geschmückt. Gedrechselte und geschnitzte Bergmänner und Lichtenengel lugen hinter den kleinen verschneiten Fenstern hervor und die Herrnhuter Sterne leuchten weit in die weihnachtliche Landschaft. Wo das Alltagsleben besonders hart war oder ist, bringt man immer selbst ein wenig mehr wärmendes Licht und Farbe in das Leben. Das machen wir uns heute, die wir von diesen schönen Traditionen leben, kaum noch bewusst.

Spätestens beim Besuch der kleinen Bergkirche in Oybin verstehen wir das. Von außen schmiegt sich die Kirche an den großen Berg. Innen ist sie dem Verlauf des Felsens angepasst, auf den sie gebaut wurde. Stufen wurden in den abschüssigen Felsen geschlagen. Hier wurden die Sitzbänke eingebaut – so- dass der Pfarrer auf der Kanzel nie höher steht, als die Kirchbesucher in der letzten Reihe sitzen.

Sehr demokratisch! Auch wer oben steht, hat keinen Grund abzuheben. Alles in dieser Kirche ist aus Holz gebaut. Das war am billigsten. Dann wurde das Holz „marmoriert“ oder mit im bäuerlichen Barock gehaltenen Ornamenten versehen. So brachten die Oybiner ihre eigene Arbeitskraft und ihre Kunstfertigkeit ein. Sie bauten diese Kirche nicht, um dem Menschen zu zeigen wie klein er sei, sondern sie ermutigen den Besuchern dadurch, Mensch in einer einfachen Welt zu bleiben und sich das Leben trotzdem wärmer und farbiger zu gestalten: An dieser Kirche war ich seit 1974 Pfarrer. Jedes Jahr Heiligabend ein kleines Weihnachtswunder. Nur 340 Kirchenmitglieder im Ort. Aber zur Christnacht kamen fast 700 Besucher. Die Kerzen brannten, die alten Weihnachtslieder wurden gesungen, die Stasispitzel schrieben die Predigt mit. Das Krippenspiel der Kinder brachte die Augen der Alten zum Leuchten. Natürlich kannte ich sie auch, die alten Frauen, die sich mit ihren einfachen Mänteln und Kopftüchern in die Nähe des Weihnachtsbaumes setzten und auswendig die alten Weihnachtslieder sangen. Viele hatten ihre Männer und Söhne im Krieg verloren, sich mühsam ein einfaches und bescheidenes Leben wieder aufgebaut und waren jetzt allein. Aber das war das nächste kleine Weihnachtswunder in Oybin. Heiligabend ließ man sie nicht allein. Auch bei allen Streitigkeiten des Jahres. Natürlich wurden sie von Nachbarn oder Freunden eingeladen. Der selbst gebackene Stollen wurde probiert, es gab Bratwurst mit Kartoffelmus oder Karpfen, auf alle Fälle Glühwein für alle. Denn wer kann Heiligabend fröhlich feiern, wenn er weiß, dass der Nachbar alleine und traurig in seinem Zimmer sitzt. In Oybin konnte das keiner. Vielleicht haben wir schon vergessen, dass zum Wohlstand auch Anstand gehört und es nicht immer nur um Geld, sondern auch um menschliche Wärme, Anteilnahme und Würde geht. Keiner von uns weiß, wann er einmal auf andere angewiesen ist. Wer heute am ersten Weihnachtsfeiertag durch Oybin geht, traut seinen Augen nicht.

Eine festlich geschmückte Kutsche mit einem Kaiserpaar, in vornehmer Begleitung, rollt durch den Ort. Es ist der Einzug von Kaiser Karl IV. am ersten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1369 nachgestellt. Damals hatte der Kaiser die Mönche des Cölestiner Ordens besucht, um ihnen im Streit mit der Stadt Zittau beizustehen. Dabei stiftete er ein Kloster auf dem Berg Oybin.

Jaja, Oybin, der Ort, der nach seinem Berg benannt wurde, hat schon Geschichte geschrieben, als Berlin noch aus lauter kleinen Dörfern bestand. Seit damals hat sich eines nicht geändert, die freundliche Begrüßung des Kaiserpaares durch die Bevölkerung. Die wandert dann gemeinsam mit dem Kaiserpaar an der alten Bergkirche vorbei auf den großen Berg Oybin, um in der romantischen Klosterruine mit einem Chor, mit Mönchen, den Besuchern und Schafen Weihnachten zu feiern. Das ist das eigentliche Weihnachtswunder von Oybin. Der Besucher besucht das weihnachtliche Oybin und begegnet sich mit seinen Wünschen und Sehnsüchten selbst. Vielleicht begegnen wir uns einmal dabei.

Ich wünsche allen eine gesegnete Weihnacht!

20. Dezember 2009

Weihnachtswunder

Weihnachten ist eigentlich immer für Überraschungen gut. Wir wissen zwar alle, dass das Wesentliche und insgeheim Erträumte doch nicht zu kaufen ist und versuchen es doch immer wieder. Vielleicht ist wirklich der am besten dran, der das hoffen auf ein Wunder nie aufgegeben hat. Das macht uns menschlicher und offener, als wenn wir die Banalitäten des Lebens für reales Leben halten. Das hört sich jetzt alles ein wenig nach Predigt an. Ich weiß! Das ist aber auch nicht verwunderlich, weil ich 16 Jahre lang in der Oybiner Bergkirche zu Weihnachten gepredigt habe. Dort vollzog sich jedes Jahr ein kleines Weihnachtswunder. Wir hatten zwar nur 320 Kirchengemeindeglieder, aber zur Christnacht kamen manchmal über 700 Besucher, sodass manche wieder gehen mussten, weil die Kirche überfüllt war. Die Weihnachtsgeschichte wurde gespielt, die alten Kirchenlieder gesungen und die Stasispitzel schrieben die Predigt mit. Ich habe meine Predigten nie aufgehoben, aber fast alle in meiner Stasiakte wieder gefunden.

Da stellt sich bei mir trotzdem keine Dankbarkeit ein, denn sie sind zusammengeheftet mit Berichten, in denen der Gottesdienst eingeschätzt und die Staatsfeindlichkeit des Pfarrers herausgearbeitet wurde. In allen Berichten schießt ein Stasispitzel aus Löbau den „Vogel“ ab. Am 9.1.1984 schreibt er in seinem Bericht, „dass er seiner alten Mutter eine Freude machen wollte und mit ihr mit dem Zug zur Oybiner Christnacht gefahren sei. Die Kirche wäre zum Brechen voll gewesen und die Predigt stellte eine einzige Anklage gegen das politische System der DDR da. Er begründet das auch. Der Pfarrer habe behauptet, dass die Resignation immer mehr um sich greife. Die Geburt Christi habe sich nicht hinter verschlossenen Türen abgespielt, die die Bevölkerung dann nur hinnehmen und öffentlich begrüßen durfte. Es fehle an Offenheit in der Gesellschaft. Damit habe der Pfarrer nur das System der DDR meinen können. Zweifellos, das wäre es aber auch gewesen, dass die Predigt bei den Bürgern außerordentlich gut ankam.“ Ein kluger Mann, der die Interpretation meiner Worte der Staatssicherheit gleich selbst erklärt. Aber auch ein hinterhältiger Mann. Denn zum Schluss denunziert er ein Ehepaar, das ihn und seine Mutter im Pkw RZL 0-85 mit nach Zittau nimmt. Dieses Ehepaar hätte geäußert, dass ihnen die Predigt aus dem Herzen gesprochen wäre. Die Adresse könne über die Polizei erfragt werden. Zum Schluss bittet er seine Mutter, den Pfarrer um die Zusendung der Predigt zu bitten, weil sie so toll sei und er sie an Bekannte weitergeben wolle. Die „Bekannteten“ sind jetzt bekannt. Dass sie jetzt keine Macht mehr haben, ist für mich auch nach 21 Jahren immer noch ein „Weihnachtswunder“. Und Wunder machen dankbar. Oder?

Folgende Predigt habe ich in meiner Stasi-Akte wiedergefunden. Ich hatte sie selbst nicht mehr.

Pfarrer Heinz Eggert

Christnacht 1988

ES GESCHAH ABER ZU JENER ZEIT ... so beginnt Lukas die Geburtsgeschichte Jesu.

Deutlich machen will er seinen zuhörenden Zeitgenossen, wo die aufgekommene lebensverändernde und lebenserhaltende Hoffnung ihren Ursprung hat – GOTT IST MENSCH GEWORDEN – Unvorstellbares bringt er in vorstellbare lebendige, das Herz und die Seele anrührende Bilder. Unausprechliches macht er sagbar.

ES GESCHAH ABER ZU JENER ZEIT ...

Unvorstellbar wäre Lukas eine Zeit gewesen, die wir als Vorweihnachtszeit bezeichnen und die einmünden soll in die stille heilige Nacht.

Eine Zeit voller Anstrengungen, mit kaum einsehbarem Sinn, in deren Geschäftigkeit unsere Lebenskraft und Lebenszeit verbraucht wird – die uns ja nicht unendlich zur Verfügung steht, wo sentimentale Optimismusreden sich mit alkoholisierten Betriebsweihnachtsfeiern ablösen, wo im doppelten Sinn des Wortes Geschenke erstanden werden (oft stundenlang), wo wir so sehr beschäftigt sind oder beschäftigt werden, dass wir nicht zum Nachdenken kommen.

Eine Methode, die erfunden werden müsste, wenn sie nicht schon existieren würde.

Denn, wer zur Ruhe kommt, wer nachdenklich gemacht wird, dem fällt die gehaltlose Sprache des Alltags auf, der hinterfragt eine Sprache, die mehr verschleiert und verbirgt, als informiert, auch wenn sie sich noch sehr den Anschein von Wissenschaftlichkeit gibt.

Der russische Dichter Gogol begab sich einmal extra nach Nazareth, in der Hoffnung auf eine seelische Neugeburt. Aber er langweilte sich dort wie auf einem russischen Bahnhof.

Nicht ständige Bewegung und Aktion, Auf- und Untergehen in unseren täglichen Pflichten – sondern auch einmal innehalten können, nicht unentwegte Gespräche über alles was es gibt oder nicht gibt (wobei wir über Letzteres erfahrungsgemäß ständig und pausenlos reden können) – sondern einmal auch ruhig werden und zuhören können, nicht alles gleich in unsere selbstgebastelten Schubladen unserer Vorurteile einordnen, sondern sich auch einmal überraschen lassen.

Wenn wir abbrechen im Gespräch, weil die Ergebnisse dieser Zeit wieder hinter unseren Erwartungen zurückgeblieben sind, wenn wir abbrechen im Gespräch, weil wir in dieser Zeit die vom Leben geschlagenen Wunden doppelt schmerzlich empfinden, wenn wir abbrechen im Gespräch, weil Hoffnungen, Erwartungen und Sehnsüchte so tief in uns sitzen, dass wir sie oftmals nicht oder nur schwer in Worte kleiden können, wenn wir abbrechen im Gespräch – **dann spricht Gott weiter**

Es gibt Dinge in unserem Leben, die uns zugesprochen werden müssen, weil wir sie nicht von allein wahrnehmen.

ES GESCHAH ABER ZU JENER ZEIT ...

als die Römer Israel besetzt hatten, als der König Herodes, vom Misstrauen gegen das eigene Volk und die eigene Familie geschüttelt, mit Militär und Spitzeln versuchte seine Macht abzusichern, Wissen, Denken und Glauben mit Verboten belegte, wenn er glaubte, dass es seiner Ideologie abträglich war, sodass selbst die aufgeklärte Besatzungsmacht in Rom über ihn lächelte. Herodes, der Angst vor der Vielförmigkeit des Lebens hatte und versuchte, es mit Gewalt einförmig schwarz zu kanalisieren. Das kennen wir doch!

ES GESCHIEHT ABER ZU UNSERER ZEIT ...

- dass täglich 4000 Kinder auf dieser Erde verhungern, während zur gleichen Zeit 5000 Millionen Dollar in Ost und West für Verteidigung ausgegeben werden, allein in unserem kleinen Land täglich 43 Millionen Mark,
- dass statistisch auf 1500 Menschen ein Arzt und auf 200 Menschen ein Soldat kommt,
- dass die WHO einschätzt, dass 75 % aller Krebserkrankungen umweltbedingt sind, dass aber dieses, wie offiziell mitgeteilt wurde – für unser Land DDR nicht zutrifft,
- dass Regierungschefs mit Orden dekoriert werden, die eher einen Gerichtsprozess verdient hätten
- dass der Missbrauch von Drogen, Tabletten und Alkohol weltweit zunimmt, ein Zeichen von empfundener Sinnlosigkeit und ungelösten menschlichen Problemen, (allein in unserem Land sind 1.600.000 Alkoholranke registriert (10 Prozent unserer Bevölkerung),
- dass Kirchenzeitungen nicht erscheinen dürfen, Zeitschriften und Filme aus Freundesland, von denen man einmal das Siegen lernen wollte, verboten werden,

– dass unser Fernsehen uns am Abend alles erspart, was uns am Tag schon bewegt und aufgeregt hat – alle Tage wieder.

ES GESCHAH ABER ZU JENER ZEIT ...

– dass Angst den Mund verschloss und Schweigen hervorbrachte,

– dass das Misstrauen wucherte,

– dass die Resignation die Herzen der Menschen vereiste,

– dass schließlich dieser Zustand als normal empfunden wurde. Als Norm.

Denn wird der ausgeübte Druck übergroß, dann gibt es oft mehr negative Faktoren, die den Mensch nicht Mensch sein lassen, als persönliche Kräfte, ihnen zu widerstehen.

GOTT IST MENSCH GEWORDEN JESUS CHRISTUS IST GEBOREN eben für alle Zeit erzählt Lukas.

Denn wenn Angst den Mund verschließt, öffnet ihn Hoffnung wieder und ist damit schon der erste zaghafte Widerstand gegen die Bedrohung.

Liebe Freunde!

Diese Geschichte, die wohl wie keine andere, die Herzen und Sinne der Menschen bewegt hat und bewegt, spricht für sich selbst. Sie bringt sich über alle Zeiten und alle möglichen und unmöglichen Gesellschaftsordnungen immer wieder selbst und neu zur Sprache. Für mich der einzige Grund, jetzt schon 15 Jahre über diese Geschichte zu predigen. Denn manchmal würde ich lieber schweigen, wenn die Dinge, die mich belasten und mit denen ich nicht fertig werde, schwerer wiegen, als die Hoffnung des kommenden Tages.

Es gibt Dinge in unserem Leben, die uns zugesprochen werden müssen, weil wir sie nicht von allein wahrnehmen. Lukas erzählt von dieser Hoffnung, die wahrhaftig und berechtigt, jederzeit und überall hinterfragbar, aber durch nichts und niemanden zu widerlegen ist. Eine Hoffnung, die selbst die Organisation Kirche, die in der Geschichte so tragisch in Macht- und Gewaltdämpfe verwickelt war, nicht entwerten konnte. Wie kommt es zu diesen beklemmenden Erfahrungen in der Geschichte, dass befreiende Ideen zu äußerst bedrückenden Herrschaftsideologien verkehrt werden können?

FÜRCHTET EUCH NICHT! ICH VERKÜNDIGE EUCH EINE GROSSE FREUDE!

Zu dieser Zeit, zu allen Zeiten und in aller Öffentlichkeit. Für alle, die suchen, die hören und verstehen wollen, wird verkündigt. Es wird nicht eingeteilt in Befugte und Unbefugte, in Mündige und Unmündige, in Informierte und Uninformierte. Denn, wo solche Einteilung geschieht, wo mit Geheimhaltung und Geheimniskrämerei unterschwellig Macht ausgeübt wird, da wird der Mensch nicht ernstgenommen, da wird nur noch über ihn verfügt. Wo entsteht denn große Freude? Wo Feste der Lebensfreude verordnet werden, oder wo der Einzelne in allen Lebenslagen, mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Sorgen und Hoffnungen, mit seinen Verdiensten und mit seiner Schuld ernstgenommen wird? Wo entsteht für jeden Einzelnen von uns große Freude? Doch wohl dort, wo die Furcht von uns weicht, wo wir uns verstanden, geborgen, ernstgenommen fühlen.

GOTT IST MENSCH GEWORDEN! Wenn das stimmt, dann ist jede Versagung eines Menschenrechtes nicht nur ein Verstoß gegen Menschlichkeit sondern Gotteslästerung.

GOTT IST MENSCH GEWORDEN! Jeder Mensch hat seine Freiheit und seine Würde von Gott. Wenn der Mensch sogar die Freiheit hat, sich gegen Gott zu entscheiden, muss er dann nicht auch das Recht haben, anderer Meinung zu sein, als jene, die die Macht haben.

GOTT IST MENSCH GEWORDEN! Das macht uns frei von dem Druck, den Sinn des eigenen Lebens selbst verdienen oder erarbeiten zu müssen. Hier entsteht eine tiefer begründete Freiheit, als sie uns irgendwelche politischen Freiheiten zu geben vermögen. Denn es ist verfehlt, wenn die Mächtigen dieser Erde ihren Völkern wohltdosiert und in nicht zu großen Mengen Freiheitsspielraum geben, den sie ihnen vorher zur Begründung eigener Machtverhältnisse beschnitten haben.

UND DAS HABT ZUM ZEICHEN

Ein Kind wird in dieser nicht sehr idyllischen und heilen Welt als Zeichen der Hoffnung geboren. Gottes sichtbares Zeichen. Die ahnungsvollen Engel singen und loben Gott über dieser ärmlichen und überhaupt nicht romantischen Krippe. 30 Jahre später spielen ahnungslose Soldaten um die Habe Jesu ein Würfelspiel. Sie sind nur noch am Besitz interessiert, nicht am Menschen. Das kann der Mensch dem Menschen antun! Das tun wir einander an! In diesem Spannungsfeld vollzieht sich das Leben Jesu. Zwischen Krippe und Kreuz.

Der belastende Alltag muss nicht ausgeblendet werden, wir müssen nicht durch fromme Übungen aus der Welt ausziehen, Gott ist in die Welt gekommen –

Jesus das Zeichen der Zugewandtheit der Liebe Gottes – ein Zeichen der Raum und Zeit durchbrechenden Sinnhaftigkeit des uns geschenkten Lebens.

DAS IST DIE GROSSE VERKÜNDIGTE FREUDE!

Wir können frei sein von dem Denken, dass unser Besitz, unseren Wert ausmacht! Wir können frei sein von unkritischer Unterwürfigkeit. Wir können frei sein von der Bequemlichkeit, uns überall anzupassen. Wir können so frei sein, jeden Menschen mit seinen Gefühlen und Überzeugungen zu achten und ihm die gleiche Freiheit zu billigen, die wir für uns selbst beanspruchen oder erstreben.

An uns liegt es, ob wir die Menschlichkeit Jesu in uns wachsen lassen wollen, ob wir am Leiden anderer mitleiden, ob wir innerlich angerührt werden durch die Not eines anderen, Freundlichkeit und Hoffnungszeichen noch wahrnehmen. Niemand in dieser Welt ist nutzlos, der einem anderen seine Bürde leichter macht.

Von Rabbi Tarfon stammt das Wort: ES IST NICHT DEINE AUFGABE, DIE ARBEIT ZU VOLLENDEN, ABER, DU HAST AUCH NICHT DAS RECHT, DICH IHR ZU ENTZIEHEN.

Wir müssen nicht verzweifeln und unsere Hoffnungen selbst entwerten, indem wir von heute auf morgen alle Veränderungen für dieses Leben und diese Welt erwarten.

Was sich seit Jahrzehnten abgegrenzt, abgekapselt hat hinter gigantischen Mauern aus Beton und aus Vorurteilen, kann sich nicht in wenigen Monaten öffnen. Wir müssen nicht nur wie gebannt auf das starren, was uns vorenthalten wird, sondern auch in den Blick bekommen, was wir besitzen und was für Millionen Menschen auf dieser Welt nicht vorstellbar ist.

Aber wir haben auch nicht das Recht, in Resignation und Gleichgültigkeit zu verfallen.

Wird die Hartherzigkeit derer, die nachts eine schwangere Frau weiterschicken, weil ihr Schicksal ihr Herz nicht berührt, dadurch entschuldigt, dass zu dieser Zeit ein tyrannischer König herrschte? Können wir uns immer gegenseitig damit entschuldigen, dass die Zeiten eben so sind, dass die Menschlichkeit so leicht im Alltag abbröckelt?

Hören wir auf die Geschichte von der Geburt Jesu! Unvorstellbares wird in vorstellbare lebendige, das Herz und die Seele anrührende Bilder gebracht.

Jeder von uns hat Zugang zu Gott.

Vielleicht jeder einen anderen, aber gerade in der Verschiedenheit unserer Eigenschaften und Neigungen liegt unsere Chance.

KEINEM VON UNS IST GOTT FERN, heißt die Losung, die über dem Jahr 1989 steht.

KEINEM VON UNS IST GOTT FERN, weil er uns in dieser Heiligen Nacht nahegekommen ist. Aber das ist ja das ewige unausschöpfliche Thema unserer Weihnachtsgeschichte alle Jahre wieder bis in alle Ewigkeit! AMEN

Das größte Geschenk

Wärme, Fürsorge und Gemeinsamkeit: Auch in komplizierten Zeiten können einfache Wahrheiten hilfreich sein. Gedanken zum Weihnachtsfest

von Heinz Eggert.

Draußen war unwirtliches nasskaltes Wetter. Ich frühstückte in einem weihnachtlich geschmückten Landhotel im Erzgebirge. Schlagermäßig verhunzte Weihnachtslieder quollen leise aus dem Radio, nur durch Werbung unterbrochen. Wenn es Weihnachten nicht gäbe, der Handel müsste es erfinden. Nichts gegen Geschenke. So muss jeder wenigstens einmal im Jahr darüber nachdenken, wer beschenkenswert ist. Manche würden sich heute am liebsten Geldscheine schenken lassen, damit sie gleich wissen, was es gekostet hat und was sie dem anderen wert sind. Als ob unser Wert in Geld festzumachen wäre. Wir sind nicht mehr, nur weil wir mehr haben. Alles ein wenig pervertiert. Nicht das Einzige. Im lautlos gestellten Fernseher kann man in den Laufbändern lesen, dass 60 Millionen Menschen auf der Flucht sind. Dass keine Lösung in Sicht ist. Was in Jahrzehnten versäumt worden ist, kann man nicht in Wochen wieder zu-FRIEDEN-stellend lösen. Aus meiner Grübelelei erlöst mich der Vater der Hotelbesitzerin. Er war am Abend zuvor bei meinem Vortrag dabei. Jahrelang war er Chefarzt am Kreiskrankenhaus und sieht mit seinen 80 Jahren immer noch telegen aus, wie ein Chefarzt eben. Groß, schlank, mit weißen Haaren und einem sehr freundlichen Gesicht. Vertrauenerweckend! Wir sprechen über eine große Holzschnitzerei, die den Raum ziert. Sie zeigt eine Frau, die einen Leiterwagen zieht, auf den eine ältere Frau gebettet ist. Zwei Kinder helfen ihr beim Schieben. Die habe ich meinen Kindern geschenkt, damit sie nicht vergessen, woher wir gekommen sind, sagt er und erzählt. Von seiner Kindheit in einem nordböhmischen Dorf. Hier wohnte er mit seiner Großmutter, der Mutter und der kleinen Schwester. Der Vater war im Krieg. Als der Krieg vorbei war, schöpften alle neue Hoffnung. Da war er gerade elf Jahre alt. Aber es kam schlimmer, als sie es sich vorstellen konnten. Am 11. Dezember 1946 bekam die Familie die Anordnung, innerhalb von drei Stunden unter Zurücklassung aller Besitztümer das Haus zu verlassen

und nach Deutschland zu gehen. Er nahm Abschied von seinem Freund Tomas und dessen Familie, die versprachen, sich um alles im Haus zu kümmern. Seine Mutter weinte fürchterlich. Die Großmutter tröstete sie mit dem Gedanken, dass Gott sich in besonderer Weise um alle Verstoßenen und Flüchtlinge kümmern würde. Außerdem seien die Menschen in der Weihnachtszeit auch nicht mehr so hart wie sonst das Jahr über, sondern freundlicher, hilfsbereiter und aufgeschlossener. Und wenn sie es nicht sind?, fragte die Mutter zurück. Dann haben sie auch keinen Grund, Weihnachten zu feiern, sagte die Großmutter, die nicht nur fromm, sondern auch sehr resolut war. Die Mutter hinterließ bei den Nachbarn noch einen Brief für ihren Mann, falls er aus der Kriegsgefangenschaft zurückkommen sollte. Was keiner wusste, war, dass er drei Tage vorher nur zwölf Kilometer vor seinem Haus im Wald von selbst ernannten tschechischen Partisanen erschlagen worden war. Grundlos! Es reichte, dass er Deutscher war. So gingen sie dann in bitterer Kälte mit der kranken Großmutter auf dem Leiterwagen auf den Treck. Die Mutter zog, und die Kinder schoben. Trotz allem hatten sie großes Glück. Heiligabend 1946 konnten alle vier in einem warmen, ihnen zugewiesenen Zimmer verbringen. Den Satz der Großmutter an diesem Abend wiederholte er jedes Mal zum Heiligabend: Lasst uns Gott danken, dass wir es warm haben, dass wir zu essen haben, und vor allem, dass wir alle zusammen sind. Das ist das größte Geschenk! Alles andere sind nur freundliche Beigaben. Als sie das erste Mal wieder ihre alte Heimat besuchen konnten, zeigten ihnen die Nachbarn die vollen Kartons mit Geschirr, Fotos, Bettwäsche und Kleidung. Das alles hatten sie aus dem Haus gerettet, bevor es geplündert wurde. Auch ihre alte Weihnachtskrippe war dabei. Diese hatte wiederum ihre eigene Geschichte, die ganz eng mit der Familie seines Freundes Tomas zusammenhing. Dessen Urgroßvater und Großvater hatten diese Krippe geschnitzt. Seit Generationen waren sie Holzschnitzer. Wahrscheinlich begannen sie mit dem Schnitzen, als Kaiser Josef II. 1782 in seinem ganzen Reich das öffentliche Aufstellen von Weihnachtskrippen verbot. Denn das Volk wollte auf die Weihnachtskrippe nicht verzichten und holte sie sich in die Wohnstuben. Hier unterbrach der alte Chefarzt, lächelte und sagte: Aber das wiederholt sich doch immer wieder. Alles, was uns etwas wert ist, kann die Obrigkeit uns zwar verbieten, aber es lebt in unseren Wohnstuben und in uns weiter. Das war damals so, und das ist heute so! Jedenfalls war das der Beginn, wie unsere Nachbarn zum Holzschnitzen kamen. Wunderschöne Figuren aus Ahornholz schnitzten sie, fast 40 Zentimeter hoch. Aber diese Krippe hatte noch eine Besonderheit, die sie für uns so wertvoll machte. Die Gesichter unserer Familie fanden sich in den Hirten, den Mägden, den Musikanten, den Jägern, die alle diese Krippe bevölkerten. Das ganze Dorf gehört dazu, und wir als Familie standen alle ganz dicht an der Krippe. Ich weiß ja, Mutter und Vater sterben nie, aber jetzt sind sie uns in der Weihnachtszeit immer ganz besonders nahe. Auch der Großvater und die Großmutter sind dabei. Damals schenkte uns Tomas' Vater diese Schnitzerei, über die wir jetzt sprechen. Der Großvater hatte uns mit dem Leiterwagen auf den Treck gehen sehen und diesen Augenblick in Holz geschnitzt festgehalten. Wir hatten alle Tränen in den Augen. Sie und wir. Natürlich blieben wir auch weiterhin eng befreundet. Jetzt erst recht! Ende der Siebzigerjahre bat mich Tomas um Hilfe. Seine Frau Margarita hatte einen bösartigen Tumor, und die tschechischen Ärzte wagten nicht, sie zu operieren. Ich nahm sie zu uns auf die Station. Das war damals einfacher als heute, denn ich war ja keiner Krankenkasse rechenschaftspflichtig. Ich bat einen Freund, der Professor in Leipzig war, dazu. Gemeinsam konnten wir erfolgreich den Tumor herausoperieren. Natürlich wohnte Tomas bis zur Genesung seiner Frau bei uns. Freunde bringt man nicht im Hotel unter. Als er die Klinikkosten bezahlen wollte, sagte ich ihm, dass Geld nur die Freundschaft belasten würde. Für die Kosten kam ich alleine auf. Ein Jahr später, kurz vor Weihnachten, besuchten sie uns und schenkten uns eine Ergänzung zu unserer Weihnachtskrippe. Jetzt stehen auch wir an der Krippe. Meine leider schon verstorbene Frau und ich. Mein Sohn und meine Tochter knien als Hirtenknaben davor. Er lächelt mich an. Eine beeindruckende Geschichte, sage ich. Aber sie geht ja noch weiter, sagt er lächelnd. Vor drei Jahren hat meine Tochter ein Kind bekommen. Endlich! Nach einigen Fehlgeburten – ein Wunder. Aber die Entscheidung war für sie und ihren Mann nicht einfach. Bei allen Untersuchungen lag eine Störung des Embryos vor. Die Pränataldiagnostik lässt uns im Vorfeld ja schon immer ein wenig Gott spielen. Wir entscheiden, wer geboren werden darf und wer nicht. Freunde und auch ihr eigener Bruder, den sie sehr liebt, rieten ab, das Kind auszutragen. Aber sie wollten es. So wurde Sebastian geboren. Mit Down-Syndrom! Als ich ihn sah, sagte ich zu meiner

Tochter: Es wird viel Lächeln um euch sein. Er ist jetzt einfach nicht mehr wegzudenken und erfreut alle, die ihm begegnen. Auch jene, die von seiner Geburt abrieten. Wenn sein Onkel zu Besuch kommt, knuddeln beide lachend stundenlang. Mit meinem Sohn und einem Foto von Sebastian fuhren wir zu Tomas. Wir baten ihn, Sebastians Gesicht in eine Krippenfigur zu schnitzen. Als kleiner Hirtenknabe?, fragte Tomas zurück. Nein, sagte mein Sohn, er soll in der Krippe liegen. Das geht nicht, sagte Tomas. Das würde unser Pfarrer nicht verstehen. Aber Gott versteht es, konterte mein atheistischer Sohn. Er begründete es: Wenn wir alle Kinder Gottes sind, dann ist auch Sebastian ein Abbild Gottes und darf in der Krippe liegen. Er ist genauso wertvoll und würdevoll wie wir alle! Ich staunte über seine Erkenntnis.

Heiligabend werden wir die Familie damit überraschen. Ich werde dann wieder meine Großmutter zitieren: Lasst uns Gott danken, dass wir es warm haben, dass wir zu essen haben und vor allem, dass wir alle zusammen sind. Das ist das größte Geschenk! Alles andere sind nur freundliche Beigaben.

Auch in komplizierten Zeiten können einfache Wahrheiten hilfreich sein.

Eine ganz andere Weihnachtsgeschichte

Heinz Eggert SZ 24.12.2013

Es war Ende November.

Das fühlbar nasskalte und nicht gerade einfühlbare Wetter tut alles, um uns den Gedanken an den bevorstehenden Totensonntag näherzubringen. Das Telefon klingelt. Es ist Karls Nummer, die eingeblendet wird. Der Zeitpunkt ist völlig untypisch. Denn seit 13 Jahren ruft er mich eigentlich nur am 24. Dezember vormittags an. Also töne ich zwischen zurückhaltend und forsch fröhlich in den Hörer, dass ja heute noch nicht Weihnachten sei. Er geht nicht auf den Ton ein. Da er nicht wisse, ob er mich Heiligabend noch anrufen könnte, würde er sich freuen, wenn wir uns noch einmal treffen würden. Ich ahne die Zusammenhänge, frage aber nicht nach und sage zu.

Vor 14 Jahren im Sommer fuhr ich das erste Mal zu ihm und seiner Frau. Ich wollte ihnen erzählen, wie ihr Sohn verunglückt war.

Es war damals ein warmer Freitag im Juni, der einen heißen Sommer erahnen ließ. Ich fahre am Abend aus dem Landtag in Dresden wieder zurück in die heimatlichen Berge der Oberlausitz. Gedanklich war ich noch bei einer Anfrage, ob ich bei einem Seminar „Was ist Wahrheit?“ einen Vortrag halten würde. Mein Einwand, dass ich es nur machen könnte, wenn sie auf die Frage keine Antwort erwarten würden, stoppte die Überzeugungsreden des Anfragenden nicht. Ich konnte ihn nur mit der Zusage stoppen, dass ich es mir noch überlegen würde.

Das tat ich jetzt gerade und fuhr dabei bestimmt etwas schneller als man fahren durfte. Nicht nur Telefonieren auch Denken lenkt vom Straßenverkehr ab. Aber Gott sei Dank lässt sich Denken beim Autofahren nicht verbieten. Also: Was ist Wahrheit? Aus den Überlegungen reißt mich ein Motorrad, das mich mit überhöhter Geschwindigkeit und einem Riesengedröhne überholt. Gut frasierter Auspuff! So ein Idiot, denke ich. Der fährt wie ich früher. Aber es muss ja nicht bei allen so gut gehen, wie bei mir.

Als ich ein wenig später um die Kurve in eine herrliche Allee komme, ist er schon verschwunden. Zumindest ist er nicht zu sehen. Dann sehe ich sein verbeultes Motorrad liegen. Er musste mit einer Riesengeschwindigkeit gegen den Baum auf der Gegenseite gefahren sein. Aber warum? Wahrscheinlich war er jemandem ausgewichen. Aber wem? Ich fahre ein Stück zurück, halte und suche ihn. Er musste mit einem Riesebogen in das Kornfeld geschleudert worden sein. Auf einen großen Stein. Mit dem Handy informiere ich den Rettungsdienst und die Polizei und gebe an,

dass ich der Ex-Innenminister sei. Das ist jetzt kein Amtsmissbrauch sondern die Beschleunigung einer Rettungsmaßnahme. Ich knie nieder und nehme ihn in den Arm. Obwohl sein Blut langsam unter dem Helm über sein Gesicht tropft, nehme ich ihm den Helm nicht ab. Vorahnung. Er öffnete die Augen und scheint mich fragend anzusehen. Ich erzählte ihm, dass Rettungswagen und Polizei verständigt worden seien und wenn er wolle, würde ich natürlich auch seine Eltern verständigen. Sein Blick wird gerade zu flehentlich. Als gäbe es eine innere Kommunikation höre ich mich sagen, dass ich den Unfall genau beobachtet habe. Ich hätte gesehen, dass er versucht habe einem Reh auszuweichen und dass es dabei zu diesem Unfall gekommen wäre. Das würde ich auch so der Polizei und seinen Eltern erzählen. Er scheint ruhiger und entspannter zu werden nach diesen Worten und schließt dann bald darauf seine Augen. Für immer, wie mir der schon herbeigeeilte und auch bekannte Notarzt bestätigt. Also gebe ich den Polizisten jene Aussage zu Protokoll, die ich dem sterbenden Jungen gesagt hatte. Der eine Polizist suchte noch vergeblich nach erkennbaren Fluchts Spuren des Wildes im Kornfeld. Er findet keine. Also belassen sie es dann bei meiner Aussage. Weiter kam ja niemand zu Schaden.

Dann weiß ich auch mehr über den jungen Mann. Er heißt Jonas, stammt aus einem Dorf in der Nähe und ist 24 Jahre alt. Älter sollte er jetzt auch nicht mehr werden. Ich fahre dann weiter. Aber nicht nur das Ereignis sondern auch meine eigene Reaktion haben mich verwirrt. Das akademische Thema „Was ist Wahrheit?“ hat mich lebensnah eingeholt. Spät am Abend ruft mich noch der Notarzt an. Es wäre gut gewesen, dass ich den Helm nicht abgenommen hätte, das hätte ihn sonst die letzten Minuten seines Lebens gekostet. Dann fragt er mich, ob ich die Eltern des Jungen besuchen würde. Es wäre für sie ausgesprochen wichtig, den Augenzeugen dieses Unfalls zu hören. So fuhr ich das erste Mal zu Karl und seiner Frau. Er ist ein gestandener und zupackender Kerl, der nach der Wende zusammen mit seiner Frau einen großen Installationsbetrieb aufgebaut hatte. Im Gegensatz zu ihm wirkte seine etwas jüngere Frau sehr zerbrechlich.

Besonders jetzt. Angegriffen und verweint sehen beide aus. Ihre kleine glückliche Welt ist zerbrochen. Jonas war der einzige Sohn, der noch geboren wurde, als sie die Hoffnung auf ein gemeinsames Kind schon aufgegeben hatten.

Ich schilderte ihnen meine Sichtweise des Unfalls, so wie ich sie schon den Polizisten zu Protokoll gegeben hatte. Beide fragen immer wieder nach. Als wollten sie meine Aussagen auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüfen. Ob Jonas nicht doch zu sehr gerast sei, was er ja manchmal getan habe, war der Hintergrund der Fragestellungen. Er sei bestimmt zu schnell gefahren, aber nicht gerast, gebe ich zur Antwort, die mir dann auch abgenommen wurde. Aber, frage ich zurück, was würde das denn an dem ganzen Geschehen ändern, wenn er gerast wäre.

Die Antwort kam von Karl. Es sei jetzt alles schon ausgesprochen fürchterlich für sie.

Aber noch unerträglicher wäre die Situation, wenn ihr Sohn durch den eigenen Übermut zu Tode gekommen wäre. Mit dieser Sinnlosigkeit des Todes würden sie nicht fertig werden.

Schließlich hätten sie ihm das Motorrad ja auch noch zum Geburtstag geschenkt. So müssen sie jetzt beide versuchen das Leben ohne Jonas weiterzuführen. An ihn denken würden sie ohnehin jeden Tag. Und an seinem Geburtstag ganz besonders. Denn Jonas war am 24. Dezember geboren – Heiligabend! Seitdem rief Karl mich jedes Jahr am 24. Dezember vormittags an. Seine einleitenden Worte waren immer der Verweis darauf, wie viele Jahre seit dem Tod seines Sohnes schon vergangen waren. Vor Jahren war seine Frau gestorben. Krebs. Er war der Meinung, dass diese Krankheit durch ihre Trauer ausgelöst worden sei. Sie konnte und wollte sich mit dem Verlust ihres Sohnes nicht abfinden. Der einzige Trost für sie war immer, dass Jonas nicht übermütig in den Tod gerast war. Dass er nicht selbst schuld war. Das hätte sie zur Verzweiflung gebracht. Jetzt wohnte Karl allein.

Das war er aber nicht. Seine Brüder mit ihren Familien und sein übergroßer Freundeskreis hielten fest zu ihm. Im Frühjahr war er 70 Jahre alt geworden.

So fuhr ich jetzt durch das regennasse, neblige und kalte Novemberwetter zu ihm. Jonas wäre jetzt 37 Jahre alt und da seine Kinder nie geboren wurden bin ich jetzt leider kein glücklicher Großvater, waren seine Begrüßungsworte. Deshalb fällt es auch nicht so schwer jetzt zu gehen, setzte er hinzu. Schon vor Jahren hatte ihm ein Arzt empfohlen, seinen Prostatakrebs nicht durch eine Operation sondern durch Bestrahlung heilen zu lassen. Eine verhängnisvolle Fehlentscheidung des Arztes und da er sich darauf einließ, auch seine eigene. Er wollte keine Windeln tragen und auch nicht impotent

werden. Jetzt hatten sich die Metastasen in seinen Knochen und in seiner Wirbelsäule breitgemacht. Es gab auch keine Chancen auf Heilung mehr, nur noch die Betäubung der Schmerzen durch Morphium. Für ihn gab es keinen Überschuss an Lebenszeit. Das alles erzählt er nicht anklagend oder aufbegehrend, sondern sehr gelassen, wie einer, der sich in sein Schicksal ergeben hat. Wir reden. Wir schweigen. Wir reden.

Mir wird dein Anruf am Heiligtage fehlen, sage ich, der ist doch schon Tradition. Wie Weihnachten selbst, setze ich übertreibend dazu. Er lacht. Er habe dabei immer ein schlechtes Gewissen gehabt, sagt er dann mit einem verlegenen Lächeln, denn er wisse ja auch, welches quirlende Leben bei uns mit Kindern und Enkelkindern herrsche. Aber es sei für ihn zu wichtig gewesen, um darauf Rücksicht zu nehmen. So wie Weihnachten für ihn auch immer wichtiger geworden war. Er sieht mich sehr ernst an. Vielleicht weißt du's auch nicht mehr, aber du hast vor ein paar Jahren davon gesprochen, dass Weihnachten ein Geheimnis sei. Naja, sagte ich lächelnd, das sagen Theologen immer, wenn sie wissen, dass sie dem Text nicht gerecht werden können, oder er ihre Fähigkeiten zur Auslegung übersteigt. Jetzt lacht er. Aber, sagt er dann sehr nachdenklich, es gibt wirklich ein Geheimnis und ich bin dahinter gekommen. Na, da bin ich aber gespannt, werfe ich belustigend ein. Er nimmt es mir nicht übel. Nimm's ruhig ernst, meint er und spricht dann weiter. Als ich ein Kind war mochte ich die drei heiligen Könige. Immerhin brachten sie Geschenke, und ihre Kamele und Pferde beflügelten meine Fantasie. Dann kamen die Gespräche der Großmutter von der Flucht vor den Russen dazu und wie glücklich sie waren in der Wärme eines Stalls zu übernachten und von der Bauersfrau auch noch Brot zu bekommen. Das brachte mir das Schicksal der Heiligen Familie näher. Als wären wir verwandt. Später ging ich dann nicht so gerne in den Weihnachtsgottesdienst, weil es die Geschenke immer erst hinterher gab. Da hatten es die „Heidenkinder“ besser. Als wir dann verheiratet waren rührte uns die Geburt Jesu, weil wir selbst noch keine Kinder bekamen und uns doch so sehr welche wünschten. Wenn wir „Ihr Kinderlein kommet“ sangen, schauten wir uns halb ironisch und ganz hoffnungsvoll an. Dann wurde Jonas am Heiligabend geboren gegen 19.00 Uhr. Meine Frau sagte, heute müssen wir nicht in den Gottesdienst, heute haben wir das Weihnachtswunder zuhause. Jonas war unser Geschenk. Bei den nächsten Weihnachtsfesten verstärkten sich unsere Ahnungen und Ängste vor den Gefährdungen, dem jedes neugeborene Kind ausgeliefert ist. Ein Leben zwischen der freudigen Geburt im Stall und dem Kreuz im Hintergrund. Immer diese uneingestandene Angst, dass dem eigenen Kind nur nichts passiert.

In dem Jahr, als Jonas gestorben war, hatten wir Angst in den Weihnachtsgottesdienst zu gehen. Aber unsere Familien und unsere Freunde haben eine schützende Hülle um uns errichtet. Seit diesem Weihnachtsgottesdienst, erreichten uns wie gefiltert, immer nur die Worte des Trostes und der Hoffnung und die Sehnsucht nach Frieden. Jedes Jahr hörten wir etwas anderes, obwohl die Weihnachtsgeschichte gleich bleibt.

Das ist nämlich ihr Geheimnis.

Er machte eine Pause.

Dann spricht er weiter.

Es ist wie mit der Zeit. Nicht die Zeit vergeht, sondern wir vergehen.

Die Weihnachtsgeschichte bleibt immer gleich.

Aber abhängig von unserem Lebensalter und unserer Lebenserfahrung erschließen sich uns immer wieder neue Aspekte der Betrachtung. Vielleicht ist das ihr Geheimnis, dass sie uns bei allem, was uns im Leben passieren kann, Mensch sein lässt.

Er lacht und fragt, ob er jetzt ein Theologe sein. Ein Diplom-Theologe sag ich ganz ernsthaft.

Und füge weniger ernsthaft hinzu, dass Jesus im Gegensatz zu ihm nur ein einfacher Theologe gewesen sei. Wir lachen. Welche Figuren aus der Weihnachtsgeschichte sind dir denn dieses Jahr ganz besonders nahe, frage ich. Er überlegt nicht lange. Das liegt doch auf der Hand und an meiner Situation, sagt er dann, natürlich die Engel. Weil ihre Botschaft über Frieden und Hoffnung jetzt auf

mich zugeschnitten ist. Er macht eine Pause. Vielleicht ist es auch nicht so, sagt er dann, aber es wäre mir ganz lieb, wenn es so wäre. Kein Ende, sondern ein Übergang.

Dann fragt er mich unvermittelt, ob es denn damals die Wahrheit gewesen wäre, als ich über den Unfall seines Sohnes sprach. Ausweichend frage ich zurück, wie er darauf komme? Er will es nicht begründen, ich solle ruhig darauf antworten. Die Antwort würde nichts verändern.

Willst du die Tatsachen hören oder die Wahrheit?, frage ich ihn. Er besteht auf der Wahrheit.

Es war die Wahrheit, sage ich ganz bestimmt.

Denn die Wahrheit hat mit Weihnachten gemein, dass man damit menschlich weiterleben kann.

Wir schweigen beide. Dann sagt er, dass er es genauso vermutet habe. Wir umarmen uns.

Heute am Heiligtage hat er nicht angerufen. Er wird nie wieder anrufen. Die Engel, die schon seit Jahrhunderten ein wenig neckisch auf dem Altar in unserer Bergkirche hocken und ihren Friedensgruß in die Welt posaunen, werden mich sehr an ihn erinnern.

Alle Jahre wieder.

Oybiner Geschichten

Gottesdienst 1986 in Oybin

Unter den Besuchern des Gottesdienstes war auch eine sehr resolute, von mir hoch geachtete alte Frau, die Besuch von ihrer Schwiegertochter aus dem Westen bekommen hatte. Ich mochte diese ältere Frau, weil sie weder in der Hitler- noch in der Honecker-Zeit aus ihrem Herzen eine Mördergrube machte. Legendär war ihr Auftritt 1936 als junge Serviererin in einem Oybiner Gasthaus. Als sich dort – wie schon seit Jahrzehnten – der Stammtisch traf, forderte der, inzwischen in die NSDAP eingetretene Wirt, den halb jüdischen Notar auf, sofort die Gaststätte wieder zu verlassen. „Deutsche trinken nur mit Deutschen“. Als der völlig verwirrte Notar aufstand, brachte ihm die junge Serviererin seinen Mantel, half ihm hinein und durchbrach die peinliche Stille des Raumes mit den Worten: „Herr Notar, mein Mann und ich würden uns sehr freuen wenn sie uns bald einmal zum Kaffee besuchen würden.“

Jetzt war sie 85 Jahre alt geworden, lebte ihr einfaches, aber mit Freundschaften sehr gefülltes Leben und bekam Besuch von ihrer Schwiegertochter aus dem Westen. Der Sohn, der Oberstleutnant bei der Bundeswehr war, durfte nicht in die DDR. Seit Wochen hatte sie sich schon auf den Besuch ihrer Schwiegertochter vorbereitet, obwohl zwischen den beiden Frauen wirklich Welten lagen.

Lange schon vorher hatte sie beim Fleischer und Bäcker die Waren bestellt. Dann stand sie stundenlang an, um diese abzuholen. Dann wurde gekocht und gebraten, denn ihre Schwiegertochter sollte sich wohlfühlen bei ihr. Was diese aber offensichtlich nicht tat. Alles war ihr zu stressig, zu ärmlich und zu wenig repräsentativ. Nun kamen diese beiden Frauen in den Gottesdienst, in dem auch das Abendmahl gefeiert wurde. Die eine mit ihrem rotkarierten Kopftuch und ihrem schönen faltigen Gesicht. Die andere in einem in Oybin völlig unbekanntem modischen Outfit, bei dem der elegante Hut, das übergeschminkte Gesicht milde abdeckelte. Nach dem Gottesdienst, stellte mir die alte Frau ihre elegante Schwiegertochter vor. Während erstere sehr genau zuhörte entwickelte sich zwischen der Schwiegertochter und mir folgender Dialog. Ich: „Das finde ich er sehr schön, dass sie Ihre Schwiegermutter zum Geburtstag besucht haben.“

Sie: „Das haben mein Mann und ich schon sehr lange beschlossen. Obwohl mir wirklich davor gegraut hat.“ (nach einem Blick auf die Schwiegermutter) „Nicht deinetwegen, Mutti. Aber hier ist alles so grau, so einfach und so ärmlich.“

Ich: „Da fehlt uns bestimmt der Vergleich. Eigentlich geht es bei uns schon ganz schön bunt zu.“

Sie (lacht pflichtschuldigst): „Aber eines muss ich Ihnen noch sagen Herr Pfarrer. Bei uns im Westen feiern wir das Abendmahl anders.“

Ich: „Das ist mir neu. Wie feiern Sie es denn?“

Sie: „Wir trinken beim Abendmahl nicht alle aus einem Kelch, sondern jeder hat seinen kleinen eigenen Kelch – wegen der AIDS-Gefahr.“ (verständnislos, den Kopf gesenkt hört ihre Schwiegermutter zu)

Ich: „So viel ich weiß, wird Aids durch Blut oder Sperma übertragen. Aber so hart feiern wir das Abendmahl eigentlich im Osten auch nicht.“ In ihr entsetztes Gesicht, in dem ihr permanentes Lächeln entgleiste, sagt ihre Schwiegermutter freudestrahlend triumphierend: „Siehst du Hildegard, ich habe es dir doch schon gesagt, unser Pfarrer weiß alles.“ Das stimmte zwar nicht, aber diesen Satz gönnte ich ihr.

Lebensansprüche

Ich nehme an einem Forum teil, in dem über Jugend und Alter und veränderte Lebensansprüche diskutiert wurde. Da mir einige jüngere Gesprächspartner zu sicher darin waren, was ältere Menschen im Leben erwarten oder was ihnen zusteht, erzählt ich ihnen diese Geschichte: Es war 1976. Ich war Pfarrer in Oybin. Ich war 29 und Hilde B. wurde 90 Jahre alt. Ich mochte diese alte couragierte Frau. Schon als junges Mädchen hatte sie im Ersten Weltkrieg mit einem Rotkreuz-Koffer Soldaten auf dem Schlachtfeld medizinisch versorgt. Im Zweiten Weltkrieg verlor sie ihren Mann und ihren einzigen Sohn. Sie nahm dann ihre psychisch kranke Schwester in ihren kleinen Haushalt auf und kümmerte sich fürsorglich um sie. Zusammen lebten sie in zwei winzigen Stuben im Obergeschoss eines Umgebendehauses. Das Wasser holten sie ein Stockwerk tiefer aus einem Wasserhahn und das Herzhäuschen hinter dem Haus benutzten sie als Toilette. Ich habe sie darüber nie klagen hören. Als ihre Schwester starb war sie selbst 88 Jahre alt. Sie verteilte ihre wenigen Wertsachen an ihre Freundinnen im Dorf, schenkte mir ihren Rotkreuz-Koffer, packte dann für sich einen Koffer und zog ins Altersheim. Dort teilte sie sich mit weiteren zwei Frauen ein Zimmer. Klaglos! An ihrem 90. Geburtstag holte ich sie am Nachmittag mit meinem „Trabant“ ab und wir fuhren zu einem Freund, der eine Gaststätte im Gebirge betrieb. So mussten wir keine Stunde warten, bis wir platziert wurden, hatten Blumen auf dem Tisch und tranken zum Anfang der kleinen Geburtstagsfeier Eierlikör aus einem Schokobecher. Beides gleichzeitig zu haben, war schon etwas sehr besonderes in dieser Zeit, was sie mit einem ganz lieben Lächeln auf ihrem verrunzelten Gesicht honorierte. Dann kam dieses Gespräch zustande.

Sie: „Herr Pfarrer, ich hätte noch einen großen Wunsch!“

Ich: „Große Wünsche kann ich mir bei Ihnen überhaupt nicht vorstellen, aber gerne.“

Sie: „Es ist etwas schwierig bei einem Pfarrer. Aber ich würde Ihnen gerne das Du anbieten. So einen Enkel hätte ich mir immer gewünscht.“

Ich: (ganz überrascht) „Aber sehr gerne.“

Die Schokobecher wurden klanglos gegeneinander gestoßen und wir lächelten uns an und tranken aufs „Du“.

Nach einer Weile ...

Ich: „Hilde, jetzt habe ich auch eine Frage.

Ich werde jetzt bald 30 und dieses Datum und das Altern macht mir jetzt schon zu schaffen. Wie wird man eigentlich 90 Jahre alt?“

Sie: „Ach weißt du, das ist bei mir nur äußerlich“ (und nach einer Pause)

„Tief innen bin ich manchmal immer noch das unfertige Mädchen von damals!“ (Sie lächelte mich schelmisch an) „Wenn du wüsstest, was ich manchmal ganz tief innen denke, würdest du einen roten Kopf bekommen.“

Den roten Kopf wollte ich meinen Zuhörern nicht bescheren. Aber ich wollte ihn deutlich machen, dass alte Menschen schon Ansprüche an das Leben haben und dass man sie selber entscheiden lassen sollte. Oder?

Gute Wünsche und wirkliche Dankbarkeit

Die erste Woche des neuen Jahres verlief wie das reale Leben. Silvester feierten wir mit Freunden und Nachbarn in das neue Jahr. Dann piepsten sich die Handys mit Neujahrsgruss-sms`en heiser. Die guten Wünsche für 2008 überschlugen sich. Die Welt schien nur noch aus lebendiger Freundlichkeit, gutem Wein und guten Wünschen zusammengebastelt zu sein. So war das noch am 1. Januar.

Am 2. Januar gingen wir zur Beerdigung, um Abschied von einem Freund zuzunehmen. So dicht liegen Feste feiern, Freude, Neubeginn und Trauer zusammen. 91 Jahre war er alt geworden. Mit 85 Jahren lief er täglich noch auf den Hochwald um fit zu bleiben. Andere stöhnen schon mit 50 bei einmaliger Besteigung. Drahtig und athletisch nahm er noch am Isergebirgsskilanglauf und am berühmten Wasa-Lauf, dem ältesten Skilanglauf der Welt, teil und genoss es, dass er der älteste Teilnehmer war. Fast 40 jahrelang war Gerhardt Gruner der engagierte Chefarzt der Kinderklinik in Zittau. Kinderarzt war nicht sein Beruf, sondern seine Berufung. Damit motivierte er seine Mitarbeiter, damit aktivierte er Mitstreiter und damit rettete er Leben. Viele Leben. Sein Motto war: „Wir müssen alles versuchen!“

Mit seinen Bergkameraden zusammen baute er eigenhändig eine Sauna für die Kinder. Das Baumaterial „organisierte“ er außerplanmäßig. Er war in keiner Partei, aber die SED-Entscheidungsgrößen hatten auch Kinder. So nutzt er diese Beziehungen für alle. Obwohl kirchliche Symbole in staatlichen Krankenhäusern nicht geduldet waren, ließ er in der Adventszeit „Herrnhuter Sterne“ aufhängen und sie unter der Rubrik „Agitationsmaterial“ verbuchen. Mit sehr begabten Technikern erfand und ertüftelte er Techniken für die Kinderheilkunde. Etliches davon wurde dann von der DDR exportiert. Im Westen Deutschlands wäre er damit bestimmt Millionär geworden. Im Osten fehlte oft das Material um die Erfindungen in die Praxis umzusetzen. Als ich ihn an einem Sommerabend 1980 einmal zuhause besuchte, stellte er zusammen mit seiner Frau in der häuslichen Küche aus – selbst besorgtem – Kautschuk kleine Tuben her, damit die Nasenscheidewand der Frühgeborenen bei künstlicher Beatmung nicht verletzt wurde. So machte er für alle immer wieder deutlich, dass ein Mangel an Materiellem, nicht zwangsläufig auch ein Mangel an Engagement und Mitmenschlichkeit sein musste. Jeder Krankenhausmitarbeiter im Westen bekam mehr Rente als er als ehemaliger Chefarzt im Osten. Aber das störte ihn nicht. Er hatte seinen großen Freundeskreis, konnte endlich auch in den Alpen auf die Berge steigen. Sorgen macht ihm nur, dass die Jagd nach dem Materiellen immer mehr die eigentliche Lebensqualität in den Hintergrund zu stellen schien. Auch als wir von der Trauerfeier aus der Kirche kamen, war er viel lebendiger für uns als tot. Die nächste Generation sind wir, sagte dann ein Freund nachdenklich. Das stimmt und das ist auch nicht zu ändern. Entscheidend wird nur sein, ob andere uns in freundlicher Erinnerung etwas zu verdanken haben. Oder?

Lebensleistungen

Für Eberhard Siegert

Eine ereignisreiche Woche. Die letzten Anstrengungen der Wahlkämpfer, damit sie heute gewählt werden. Da liegen heute Abend Freude und Enttäuschung dicht zusammen. Mancher, der nicht zur Wahl gegangen ist, bekommt dann den Kandidaten als Wahlsieger, den er überhaupt nicht ausstehen kann. Strafe muss sein! Dann die EM-Fußballdiskussionen. Eine polnische Boulevardzeitung macht mit übelster Polemik gegen die Deutschen mobil. Die Bild-Zeitung ist sehr empört. Seltsam, denn beide gehören dem gleichen Konzern. Auch so kann man gleich in zwei Ländern die Auflagen steigern. Gut, dass es wenigstens privat Erfreuliches gibt. 80 Jahre ist unser Nachbar geworden. Davon hat er 42 Jahre auf dem Berg zugebracht. Er hat in der Turmwirtschaft auf dem Hochwald (749 m) in Oybin gelebt. Erst als Kind mit seinen Eltern, später mit seiner Frau und seinen fünf Kindern. Da kann er faszinierende Geschichten erzählen, die sich heute wie aus einer anderen Welt anhören, und doch gestern erst gewesen sind. Öffnungszeiten oder Polizeistunde kannte man in der Baude nicht. Warum auch, die Grenzpolizisten tranken doch selber bis Mitternacht mit.

Die Wanderer, Bergsteiger und Skifahrer meldeten sich wenn sie da waren. Und manchmal blieben sie sehr sehr lange. Sie kamen auch schon mal sehr früh am Morgen, weil sie ja den Sonnenaufgang auf dem Hochwald erleben wollten. Natürlich wurde mit Holz und Kohle gefeuert, das Wasser von einer Quelle geholt. Als in den sechziger Jahren eine 540 m lange Wasserleitung gelegt wurde, war sie auch nur hilfreich im Sommer, im Winter fror sie meist ein. Bier, Schnaps und Wurst wurden mit dem Pferdewagen zusammen gefahren und dann oftmals auf den Berg getragen oder im Winter mit dem Schlitten hochgezogen. Als seine Frau einmal hochschwanger war, wurde sie mit dem Pferdewagen über den holprigen und ausgewaschenen Bergweg ins Tal zum Krankenwagen gefahren. Nur gut, dass die Fahrt nicht schon geburtsauslösend war. Aufs Motorrad konnte er sie in diesem Zustand ja nicht setzen. Das hatte ihm in den fünfziger Jahren ein Freund zusammengebaut. Eine Harley als Gebrauchsfahrzeug. Damit fuhr er bei jedem Wetter jeden Tag seine Kinder ins Tal zum Schulbus und holte sie auch oftmals wieder ab, damit sie den Weg nicht laufen mussten. Das ging natürlich im Winter gar nicht. Da konnte es schon mal sein, dass man bei den Schneemassen für einen Weg von sonst 40 Minuten über vier Stunden brauchte. 42 Jahre leben und arbeiten auf dem Berg in einer Turmwirtschaft. All diese Geschichten erzählen er und seine Frau mit großer Lockerheit. Ein für sie normales Leben. Die politischen Diskussionen der letzten Woche werden schon bald Schnee von gestern sein. Aber solche Lebensleistungen bleiben bestehen. Eigentlich macht das Mut! Oder?

Einmal auf der Bank im Gebirge – Für Hilde Meise

Im letzten Sommer saßen wir zusammen auf einer Bank auf dem Berg, tranken ein Bier, sahen auf die blühenden Wiesen der böhmischen Aussicht (die jetzt im Winter verschneit und vereist sind) während ihre Urenkel, deren Strümpfe und Handschuhe sie immer noch stopfte, um uns herum spielten. Hilde war 96 Jahre alt geworden. Davon kannten wir uns 37 Jahre lang. In dieser Zeit hatte ich ihre Tochter getraut, ihre Enkelkinder getauft und konfirmiert und ihren Mann beerdigt.

Ich: „So möchte ich auch alt werden. In der Sommersonne sitzen, ein Bier trinken, auf die Berge schauen und mit den Beinen baumeln.“

Sie: „Trotzdem – und ich will doch gar nicht undankbar sein – Altwerden ist nicht schön.“

Ich: „Aber du bist gesund, deine Kinder kümmern sich um dich, deine Urenkel kommen jeden Morgen in dein Zimmer um dich zu wecken ...“

Sie: „Das ist auch alles schön. Aber ich kann mit allen auch nur die Erinnerungen der letzten Jahre teilen. Aus meiner Kindheit und meiner Jugendzeit lebt keiner mehr.

Auch wenn immer Trubel bei uns im Haus ist. Deswegen bin ich trotzdem oft einsam!
Wenn ich einen Wunsch frei hätte, dann würde ich mir wünschen, eines Morgens nicht mehr aufzuwachen.“

Ich: „Hilde, die Ewigkeit ist lang. Nimm noch jeden Tag mit, den du bekommen kannst.

(nach einer Pause)

Mir ist lieber, du trinkst hier auf dem Berg mit mir ein Bier, als wenn ich hier alleine sitze und du guckst aus den Wolken zu.“

Sie: (lachend) „Na das werde ich wohl selbst aus den Wolken nicht sehen, dass du alleine dein Bier trinkst. Aber du hast recht, wir sollten noch oft zusammen ein Bier trinken.“

Ende Dezember ging ihr Wunsch in Erfüllung. Sie wachte morgens nicht mehr auf. Manchmal kommt der Tod auch als Freund.

Hospizgeschichten

Sie steht in Herrnhut in der Mittagshitze an der Bushaltestelle. Klein, grazil und sportlich sieht sie aus. Aus ihrer Handtasche lugen Blumen. Ich halte mit meinem Jeep und frage sie, ob sie mit nach Zittau will. Sie schaut mich prüfend an und steigt ein. Dann erklärt sie mir, dass sie niemals zu fremden Männern ins Auto steigen würde. Aber mich kenne sie ja aus dem Fernsehen. Ich schätze sie auf knapp 70 Jahre und bin ein wenig verblüfft wegen ihrer Vorsicht. Offensichtlich kann sie gut in

Gesichtern lesen. Man muss in jedem Alter aufpassen, sagt sie resolut, schließlich will ich meinen 80. Geburtstag in zwei Wochen ja auch noch feiern. Man liest doch genug in der Zeitung und im Fernsehen kommt auch schon fast nichts anderes mehr. Zu DDR-Zeiten war ich nicht so vorsichtig. Sie schaut mich lächelnd an und sagt, das darf man doch noch sagen ohne gleich als Kommunist zu gelten. Ich lächle zustimmend zurück und frage, ob ich sie in der Stadt absetzen soll? Nein, sie wolle auf den Friedhof. Mir fällt ein alter Witz ein, und ich grinse vor mich hin. Offensichtlich kennt sie ihn auch, denn mit jeder Falte ihres Gesichts lächelnd sagt sie, dass sie natürlich nicht auf dem Friedhof bleiben werde, sondern wieder zurückkomme. Jetzt lachen wir beide und ich wünsche ihr, dass sie noch viele viele Jahre von ihren Besuchen auf dem Friedhof wieder zurückkommen möge. Vielleicht, meint sie, falls Sie vor mir dort Platz nehmen sollten, besuche ich Sie dann auch und gieße Ihre Blumen. Sie lächelt schalkhaft und sagt dann: Beim Sterben geht es nämlich nicht nach der Reihe. Stimmt! Das ist der große Irrtum vieler!

Also bleiben wir beim Thema. Schnell sind wir uns einig, dass wir mehr Angst vor dem schmerzhaften Tod in Einsamkeit haben, als vor dem Tod überhaupt. Das geht den meisten so. Aber meint sie dann, eigentlich sind wir in Herrnhut gut dran. Sie meint das Hospiz in Herrnhut. Früher waren Hospize Orte der Gastfreundschaft für Reisende und Pilger. Jetzt ist es das einzige Haus in Ostsachsen, das schwerkranke, sterbende Menschen aufnimmt, damit sie ohne erträgliche Schmerzen und mit ständiger menschlicher Begleitung würdevoll sterben können. Da ich dort ehrenamtlich mitarbeite, kenne ich das schöne und friedliche Haus. Es geht dort sehr familiär zu. Auch die Angehörigen können jederzeit an der Seite der schwer Erkrankten leben oder sie jederzeit besuchen. Es ist auch sehr tröstlich, dass für die Schwerkranken oder ihre Angehörigen keinerlei Kosten entstehen. Da haben wir ja ein Thema erwischt, das überhaupt nicht in die Sommerferien und in die Sommerhitze passt. Aber wer vom Sterben nichts weiß, versteht auch vom Leben nichts! Oder?

Die letzten Zigaretten (2010)

Im Autoradio wird über das Wetter, die Hitze und Ullas Dienstwagen geredet. Enormer Erkenntniszuwachs! Beim Urlaub in Polen haben wir das Radiogeschwätz nicht verstanden. Erholsam geradezu. Beim Auto aufräumen finde ich unter den Rücksitzen vier Schachteln Zigaretten. Seit März liegen sie dort und waren eigentlich für Holger bestimmt. Er konnte sie nicht mehr rauchen, weil der Tod ihm die Zigarette aus dem Mund genommen hatte. Kennengelernt hatte ich ihn im Hospiz Herrnhut. Warm angezogen saß er in seinem Rollstuhl auf der Terrasse, rauchte, streckte mir die Hand entgegen und sagte: Ich heiße Holger! Sein zerklüftetes Gesicht machte ihn 20 Jahre älter, sein Körper war von Metastasen durchsetzt, Erstickungsanfälle machten ihm zu schaffen. So lernten wir uns in den letzten Tagen seines Lebens kennen. Er hatte für diese Tage um eine Begleitung gebeten und die freundlichen Schwestern hatten mich vermittelt. Hier im Hospiz war er ohnehin von Freundlichkeiten umgeben. Zwischen unzähligen Zigaretten und Hustenanfällen erfuhr ich einiges aus seinem Leben, in dem es wenig Liebe, Geborgenheit und Verständnis, aber umso mehr Schläge, Alkohol, Orientierungslosigkeit und Ablehnung gab. Und viele Träume und Zigaretten natürlich. Noch nie in seinem Leben war er so sehr umsorgt und versorgt worden, wie in seinen letzten Lebenstagen. Er genoss es. Nur an Zigaretten mangelte es. Aber die brauchten wir für unsere Gespräche.

Seine mageren Hartz 4-Einkünfte reichten dafür nicht aus. Also kaufte ich eine Stange Zigaretten. Die Schwester bat mich, ihm nicht alle auf einmal zu geben. Also behielt ich vier Schachteln zurück und versprach, ihm auch vorzulesen, dass Rauchen tödlich sei. Mehrmals hatte ich ihn gefragt, ob es jemanden gäbe, zu dem ich den Kontakt noch herstellen könnte. Es gab niemanden! Außer Karl, dem er manchmal ein Bier ausgab, weil der noch weniger hatte als er. Aber Karl hatte kein Telefon. Er wusste, dass er bald sterben würde. Er wollte dann nur nicht alleine sein. Spät abends, er schlief ruhig, verließ ich ihn, weil ich in den Landtag musste. Morgens rief mich die Schwester an, um mir zu sagen, dass er ruhig für immer eingeschlafen wäre.

Abends ging ich in meine Stammkneipe – ins Dresdner Hechtviertel –, setzte mich zu Freunden an den Tisch, bestellte eine Runde Bier und bat sie, mit mir gemeinsam auf Holger anzustoßen. Dann wollten sie wissen, auf wen sie angestoßen hatten. Also erzählte ich gegen die aufkommende Beklommenheit von Holger. Denn das Schlimmste ist, wenn uns nach dem Sterben keiner vermisst, weil uns zu Lebzeiten schon niemand wahrgenommen hat. Oder?

Einmal im Hospiz

Ich erkannte ihn zuerst nicht wieder. Ich kannte ihn als großen schlanken muskulösen Mann, der mit seiner blonden Löwenmähne, ganz gleich wo er auftauchte, immer Aufmerksamkeit erregte. Seine Freundlichkeit und fast schüchterne Zurückhaltung brachte ihm immer viele Sympathien ein. Er war Extremsportler, der im Winter als Skilehrer im Gebirge und im Sommer als Surflehrer an der See sein Geld verdiente. Inzwischen war er 27 Jahre alt geworden, die Löwenmähne war einer Glatze gewichen, der muskulöse Körper abgemagert und mit Metastasen durchsetzt. Er hatte im Hospiz darum gebeten dass ich ihn die letzten Tage seines Lebens begleite. Im ersten fast dreistündigen Gespräch erklärte er mir zum Schluss, dass er den Kontakt zu seiner Freundin und zu seinen Eltern abgebrochen habe, weil er ihnen seinen Zustand nicht zumuten wolle und das mit dem Sterben auch alleine hinbekomme.

Ich: Ich muss jetzt wieder fahren!

Er: Wann kommst du wieder?

Ich: Wahrscheinlich nicht mehr!

Er: Warum? Hast du so viel zu tun?

Ich: Nein, aber ich unterhalte mich nicht gerne mit Toten.

Er (völlig irritiert): Das verstehe ich nicht!

Ich: Es kann ja sein, dass du nur noch wenige Wochen oder Monate zu leben hast.

Aber du hast dich jetzt schon entschlossen, keine Signale mehr an die auszusenden, die dich lieben. Da ist mir nicht ganz klar, was ich bei dir soll.

Er: Meinst du, dass ich wirklich noch Wochen oder Monate vor mir habe?

Ich: Ich bin kein Mediziner, aber ich vermute, dass es nur noch um Tage geht. Die Ewigkeit wird endlos sein. Deshalb solltest du noch jede Stunde nutzen und leben. Dann besuche ich dich gerne wieder.

Er: Du bist ganz schön radikal.

Ich: Gib mir einfach ein Zeichen und ich komme wieder vorbei.

Wir umarmen uns zum Abschied.

Nachts um drei werde ich durch mein Telefon geweckt.

Eine SMS von ihm: Heiner, ich habe mich entschlossen zu leben.

Er hatte noch fünf Tage zu leben und die Zeit genutzt, um von seinen Eltern seiner Freundin und seinen Freunden ganz bewusst Abschied zu nehmen. Er brachte eine ungeheure Lebensstärke auf. Zwischen Ermattung und Schlaf, immer ein wenig in Morphiums Armen, waren wir wortlos oder im Gespräch zusammen.

Dann ... am späten Abend des letzten Tages.

Er: Ich glaube, ich habe nicht mehr viel Zeit.

Ich: Es könnte sein, dass dein Gefühl dich nicht trügt.

Er: Du hast mir vor ein paar Tagen versprochen, in meiner letzten Stunde mit dabei zu sein.

Ich: Wenn ich es dir versprochen habe, werde ich es auch halten.

Er: Hältst du meine Hand und liest du mir etwas vor?

Ich halte seine Hand und lese aus den tröstlichen Worten der Psalmen.

Er atmet sehr ruhig und liegt mit geschlossenen Augen da. Gegen Mitternacht nicke ich im Sitzen ein. Als ich wieder aufwache, bin ich mir nicht mehr sicher ob er noch atmet. Ich beuge mich über sein Gesicht, da schlägt er die Augen auf und sagt lächelnd mit matter Stimme:

Du kannst es wohl gar nicht erwarten!

Ich: (lache ihn an): Du weißt doch, ich gehöre zu denen, die immer pünktlich Feierabend machen wollen.

Er: Du kannst es nicht lassen.

(nach einer Pause) Schade, dass wir uns nicht schon lange vorher so gut kennengelernt haben. Wir hätten gute Freunde werden können.

Ich: Wir sind Freunde. Das weißt du doch.

Er nickt und greift nach meiner Hand. Dann schläft er wieder ein. Nach einer Weile schlafe auch ich.

Ich wache wieder auf!

Nichtalltägliche Alltäglichkeiten

Ein schöner Sommerabend.

Ich sitze in einer traumhaften malerischen Altstadtkulisse vor einem Café und trinke ein Glas Wein. Es könnte mit seinen unregelmäßig verschränkten Häuserlinien und den Jahrhunderte in sich vereinigten Baustilen auch in Italien sein. Ist es aber nicht! Dazu ist alles zu gut erhalten, zu sauber und zu frisch restauriert. Und – es ist zu ruhig.

Dabei ist diese Stadt sogar an die Eisenbahn angeschlossen und der alte Spruch von 1876 „Wo die Eisenbahn nicht hinkommt, wendet sich der Schlaf in Tod“ dürfte eigentlich nicht zutreffen.

Eigentlich! Aber die Einwohner dieser Stadt haben rücksichtsvoll diese kleine traumhafte Altstadt den Touristen und Gästen überlassen. Möchte man glauben. Zumindest sieht man sie nicht.

Die Einheimischen. Wahrscheinlich empfinden sie ihre schöne alte Stadt nur als nicht zeitgemäße bloße Dekoration, die für sie im Horizont verschwindet. Oder im niederschlesischen Himmelreich, in dem man nur zu Festen versinkt. Das ist ja auch nicht weit, denn ich sitze in Görlitz und trinke Wein. Die Tagestouristen sind schon wieder voller schöner Eindrücke auf der Heimfahrt. Nur einige wenige bleiben und sind damit unter sich. Auch an diesem traumhaften schönen Sommerabend.

Ich merke wie ein älteres – im doppelten Sinne des Wortes – gut betuchtes Ehepaar, mich von der Seite her diskret beobachtet. Den Wortlaut ihrer fast tuschelnden Unterhaltung kann ich nicht ganz verstehen – obwohl ich mir – auch diskret –, natürlich ohne hinzusehen, alle Mühe gebe.

Ihr dialektsicherer Sprachklang bleibt mir aber nicht verborgen. Er spricht den harten Hamburger Slang, langgezogen und schön vornehm und langsam, während ihr norddeutscher Zungenschlag auf einer niederschlesischen Grundlage dahin trüffelt. Als Exil-Rostocker in der Oberlausitz kenne ich mich da inzwischen aus. Natürlich bin ich jetzt neugierig, aber die Erkenntnis folgt schon bald auf dem Fuße. Also – auf ihren Füßen. Freundlich kommt sie an meinen Tisch und sagt freimütig:

Mein Mann und ich haben uns gerade über Sie unterhalten.

Ich: Aha!

Sie: Ja, Sie sehen nämlich dem ehemaligen sächsischen Innenminister Eggert sehr ähnlich.

Ich – völlig verblüfft: Das habe ich schon des Öfteren gehört.

Sie lächelnd und nach einer kurzen Pause:

Das ist ja auch kein Wunder, Sie sehen ihm ja auch sehr ähnlich!

Ich wusste doch schon immer, dass knallharte Logik etwas angenehmes Dialektisches an sich hat.

Der kleine Max und das große Lesen

Im Haushalt meiner Eltern gab es nur zwei Bücher. Den Reclam-Opernführer und „Ben Hur“. Beide Bücher kannte ich fast auswendig. Mein Stiefvater war der Meinung, lesen hält nur von der Arbeit ab. Also las ich in den Buchhandlungen, schnell und effizient. Dafür schwänzte ich auch schon mal die Schule. Auch merkte ich mir die Seite, an der ich meist mit der Bemerkung „Junge, willst du das Buch jetzt kaufen oder nicht?“ unterbrochen wurde, um genau dort in der nächsten Buchhandlung weiterzulesen. Diese Erlebnisse konnte mir kein Deutschunterricht bieten. Diese Lesesucht hält bis heute an. Obwohl alle unsere Bücherregale überladen sind, Bücher faszinieren mich noch immer. Als ich vor ein paar Monaten gefragt wurde, ob ich am „Meißener Literaturfest“ als Vorleser teilnehmen würde, habe ich sofort zugesagt. Solche Aktivitäten müssen einfach unterstützt werden. Als ich freitagabends um 21.00 Uhr bei kaltem regnerischen Wetter auf dem Markt aus dem „Glöckner von Notre Dame“ las, fiel mir, unter den vielen Besuchern, in der ersten Reihe ein kleiner Junge auf, der fast eine Stunde mit großen Augen zuhörte. Max ist sieben Jahre alt und überredete seine Eltern, am nächsten Abend um 22.00 Uhr mit ins Gefängnis zu gehen, wo ich weitere Geschichten aus dem „Glöckner von Notre Dame“ las. Für die Lesung hatte man das alte Gefängnis auf der Meißener Burg geöffnet. Für 70 Personen waren Sitzgelegenheiten gestellt worden. Denn Samstagabend um 22.00 Uhr ist nun wirklich keine tolle Veranstaltungszeit, in der man mit vielen Besuchern rechnen kann. Wieder wurden wir überrascht. 180 Personen drängelten sich in die alte Gefängniskapelle, standen ringsherum an den Wänden und lauschten genauso gebannt wie der kleine Max, der es geschafft hatte, mit seinen Eltern und seinem Bruder Moritz in der ersten Reihe zu sitzen. In meinem bequemen Vorlesersessel hatte eine nette ältere Dame Platz genommen, während ich nur die Chance hatte, im Stehen zu lesen, während draußen an den vergitterten Gefängnisfenstern die schwarzen Vögel vorbei flogen. Dank dem Glöckner und dem Gefängnis war es eine fantastische Atmosphäre. Zum Schluss der Lesung schenkte ich unter dem Beifall aller dem kleinen Max das Buch, mit der Aufforderung, den Rest alleine weiterzulesen. Denn was Mäxchen nicht beizeiten lernt, lernt der große Max nimmermehr. Oder?

Aber das alles hatte ein Nachspiel:

Monate später begegnete ich in Meißen auf dem Markt zwei netten älteren Damen, wie es ja viele in Meißen gibt. Die eine grüßte überschwenglich laut fast über den ganzen Platz. Artig grüßte ich zurück und wir erzählten ein wenig auf dem Markt. Beim Verabschieden fragte die andere: Woher kennst du eigentlich den Eggert! Sie antwortete: Wir waren beide zusammen im Gefängnis!

Betriebsklima

Vor kurzem fuhr ich in einem Bürohaus in Berlin mit dem Fahrstuhl in den 18. Stock eines großen ausländischen Konzerns. Mit mir zusammen stieg ein etwas unscheinbarer älterer Herr in einem hellen Anzug ein, der sehr höflich grüßte. Als er sah, dass ein jüngerer Mann in Handwerkskluft auch auf den Fahrstuhl zustrebte hielt er seinen Fuß zwischen die Tür. Der grüßte und bedankte sich. Grußlos dagegen stieg im zweiten Stock eine elegante auf 27 getrimmte jüngere Dame ein. Sie sprach sofort den jungen Handwerker an, warum ihre Fotos in ihrem Arbeitszimmer nicht schon angebracht seien, so wie es gestern abgesprochen wurde. Der Handwerker entschuldigte sich mit zu viel Arbeit am Vortag und versprach es heute noch zu tun. Lächelnd fügte er hinzu, dass er es gleich tun würde, wenn die junge Dame ganz freundlich „Guten Morgen“ zu ihm sagen würde. Die Antwort der jungen Dame fiel ein wenig schneidender aus. Er solle bitte nicht ablenken, denn wenn sie von der Vertragsunterzeichnung zurück sei, möchte sie gerne diese Bilder in ihrem Büro aufgehängt sehen. Jetzt mischte sich der ein wenig unscheinbar aussehende ältere Herr mit den Worten in das Gespräch, dass das doch eine gute Lösung sein, wenn für einen freundlichen Gruß gleich eine Arbeitsleistung gebracht werde. Die junge Dame musterte ihn eindringlich, um ihn zu fragen, wer er denn sei, dass er sich einfach in ein Gespräch einmische. Dieses Problem gehe ausschließlich sie und den Handwerker an. Verlegen sah der Handwerker auf den Boden. Als er dann wieder den unscheinbar aussehenden älteren Herrn ansah, erwiderte dieser der jungen Dame, dass sie ihn nicht kennen könnte, weil er gerade aus dem Urlaub zurück sei. Im Übrigen sei er der Personalchef und der jungen Dame sehr verbunden, wenn sie in 30 Minuten in sein Büro käme.

Während der Handwerker verhalten grinste, entrötete sich ihr Gesicht. Hastig und in gewohnter Weise grußlos, stieg sie im 12. Stock wieder aus. Dann wandte sich der Personalchef an den jungen Handwerker, um ihm zu sagen, dass es sich mit dem Bilderrahmen erledigt hätte. Als der Handwerker zurückfragte, ob es sich nur für heute erledigt hätte, bekam er die Auskunft, es habe sich für immer erledigt. Zusammen stieg ich mit dem Personalchef im 18. Stock aus. Er erklärte mir freundlich und lächelnd, dass ein gutes Betriebsklima aller Mitarbeiter in diesem Konzern, Firmenphilosophie sei. Das gelte vom einfachen Hausmeister bis in die Konzernspitze. Als Personalchef würde er sehr genau über dieses Betriebsklima wachen, das wenig koste und trotzdem viel Nutzen bringe. Sie hätten im Konzern einen ganz niedrigen Krankenstand und noch nie eine, den Konzern schädigende negative Schlagzeile deswegen in der Presse gehabt. Das alles würde viel teurer werden, ganz abgesehen davon, dass die Arbeit dann keinen Spaß mehr mache. Alles sehr einsichtig, dachte ich. Aber dann könnte man doch eigentlich in jedem Betrieb darüber wachen. Oder?

Kleider machen Leute

„Kommst du in Jeans, wirst du behandelt wie eine Jeans; kommst du im Anzug, wirst du behandelt wie ein Anzug.“ Diesen Spruch ausgerechnet von jungen Leuten zu hören, hat mich schon sehr verwundert. Aber offensichtlich hatten sie damit schon Erfahrungen gemacht. Oder sie hatten gemerkt, wer sich den Erwartungen an seine Rolle entsprechend kleidet, hat es leichter, seine Position zu behaupten. Allerdings, wer genug Menschenkenntnis hat, wird andere nicht nur nach ihrem Äußeren einschätzen. Dachte ich immer! 1994. Ich fliege nach Zürich zu einer Konferenz über Drogenpolitik. In meiner Begleitung wie immer drei Personenschützer. Wobei ich natürlich auch in ihrer Begleitung sein könnte, denn Politiker mit Personenschützern sehen immer ein wenig aus, als würden sie gerade abgeführt. Wie immer auf Reisen, trage ich Jeans, ein offenes Hemd und ein Sakko. Meine Personenschützer wie – fast – immer natürlich im Anzug. Als ich als Erster in Zürich die Gangway heruntergehe, begrüßt mich der Sicherheitschef des Flughafens, ein Mann mit großer Menschenkenntnis, um mich gleichzeitig zu fragen, wer von den dreien denn der Minister sei. Ich zeige auf meinen Kraftfahrer, der dann höchst erstaunt ist, als Minister in Zürich begrüßt zu werden. Kleider machen Leute!

Jetzt ist Urlaub. Ich sitze im Café. An einem der Tische, in Jesuslatschen, abgewetzten Jeans und durchschwitztem T-Shirt, ein Enddreißiger. Offensichtlich ein Aussteiger, der wieder vergessen hat einzusteigen – denke ich. Er wirkt ein wenig fahrig und unkonzentriert. Dann bringt er seinen Kaffee mit an meinen Tisch und fragt mich nach der Waldschlösschenbrücke. Da mich das Thema inzwischen genauso nervt wie alle Dresdner, frage ich ihn bald darauf, was er beruflich mache. Grundstücksinvestitionen, sagt er knapp und fügt hinzu: aber erst ab fünf Millionen. Klar denke ich, das sieht man! Aufschneiderei ist mir immer peinlich. Bald zahlt er und geht. Der Kellner sieht ihm hinterher und meint, sowie der immer herumlaufe, sehe man ihm überhaupt nicht an, wie viel Kohle der habe. Ich frage nach, der Mann hatte die Wahrheit erzählt. Also doch! Stimmt sage ich, an der Kleidung sieht man es eben nicht immer. Er zeigt diskret auf ein Pärchen, das uns die ganze Zeit über beobachtet hat. Beide über 40. Sie fallen durch ihre sehr ausgewählte, modern-mondäne Kleidung auf. Die schwarz gefärbten Haare der Frau, ihr aufgetragener dunkler Teint passen zu dem kleinen Mops, der auf ihrem Schoß sitzt und offensichtlich frisch aus dem Hundesalon gekommen ist. Ich schätze auf kunstgewerblichen Handwerker. Falsch, sagt der Kellner, beide seit Monaten Hartz 4, aber taffe Leute, die sich nicht unterkriegen lassen. Kleider machen Leute und auf die eigene Menschenkenntnis ist auch nicht immer Verlass. Vielleicht ziehen Politiker deshalb selbst auf Volksfesten immer Anzüge an, weil sie sich nicht auf die Menschenkenntnis des Volkes verlassen wollen. Oder?

10 Minuten in Zürich auf dem Bahnhof

2006. Ich fliege über Frankfurt nach Zürich.

Auf dem Dresdner Flughafen ein aufdringlicher Sicherheitsmann, der offensichtlich vergessen hatte, dass er für die Gewährleistung von Sicherheit und nicht für das Schikanieren von Fluggästen bezahlt wurde. Für den Umgang mit Menschen muss er schon in der DDR seine Prüfung gemacht und nichts dazugelernt haben. Aber bei der Freundlichkeit des übrigen Personals – Gott sei Dank – eine Ausnahme. Trotzdem ärgerlich! Mit der Eisenbahn fuhr ich dann von Zürich nach Luzern.

Als ich auf dem Züricher Hauptbahnhof auf den Zug wartete, fielen mir die Auseinandersetzungen mit dem Landesbischof auf dem Pfarrertag im Juni 1989 in Kamenz ein. Er wurde damals von einigen Pfarrern aufgefordert, in Zukunft keine Einladungen mehr zu Konferenzen im westlichen Ausland anzunehmen. Denn das Volk der DDR dürfe auch nicht reisen und im Westen könne durch die Teilnahme ostdeutscher Kirchenvertreter der Eindruck entstehen, es gehe doch demokratisch in der DDR zu. Wobei wir natürlich auch immer wussten, dass es auf diesen Konferenzen nur in Vier-Augengesprächen möglich war, die wirklichen Konflikte in der DDR zu benennen, ohne dass die Staatssicherheit mithörte. Natürlich nur, wenn keiner der beiden Kirchenvertreter auch für sie arbeitete. Aber der Gedanke kam uns damals noch nicht. Der Bischof verstand die Kritiker und auch die Argumente. Er verstand auch die geforderte Zeichensetzung der Kirche für die Menschen in einer Diktatur. Denn auch dabei ging es um die Glaubwürdigkeit der Kirche und ihrer Mitarbeiter.

Aber um noch einmal klarzumachen, dass es wirkliche Arbeitsreisen seien, schilderte er sehr genau den Ablauf. Er fahre – ausreichend kontrolliert – mit dem Zug nach Zürich, warte dort 10 Minuten darauf, dass er zur Konferenz abgeholt werde. Nach der Konferenz werde er wieder zum Bahnhof gebracht, habe noch nichts von der Stadt gesehen, warte wieder 10 Minuten auf dem Hauptbahnhof in Zürich und reise dann – wieder gut kontrolliert – in die DDR ein.

Niemand zweifelte an seiner Darstellung.

Dann meldete ich mich zu Wort und sagte: Aber Bruder Bischof, das ist es doch schon. Einmal aus dieser zugeriegelten DDR heraus und einmal im Leben 10 Minuten in Zürich auf dem Hauptbahnhof stehen dürfen. Jetzt stand ich sogar schon länger als 10 Minuten auf dem Züricher Hauptbahnhof und genoss meine Bewegungsfreiheit, die mich jetzt in die ganze Welt führen kann. Aber vielleicht können wir auch nur etwas genießen, wenn wir es nicht für selbstverständlich nehmen. Oder?

Reise in ein unbekanntes Land

Der Ort des Anrufs überraschte mich. Tirana. Ob ich an einer Konferenz mit Publizisten und Ministern teilnehmen würde. Thema: Demokratische Entwicklung nach 1990 in Albanien und Deutschland.

Ich wollte, denn ich wusste fast gar nichts über Albanien und habe einen ungeheuren Respekt vor Völkern, die ihre Diktaturen abschaffen. In der DDR wurde Albanien aus ideologischen Gründen totgeschwiegen und nach 1990 nimmt die Welt Albanien nicht wahr. Sehr zu Unrecht, wie ich jetzt weiß. Ankunft bei Regen am Flughafen. In einem Riesentempo 20 km über verstopfte Straßen nach Tirana. Europäische Straßenverkehrsordnung. Keiner hält sich daran. Wer zuerst fährt hat gewonnen. Zwischen allen Autos Mopedfahrer – natürlich ohne Helm – in einem atemberaubenden Zick-Zack. Erst Hupe, dann Bremse. Ampeln regeln nichts. Polizisten auch nicht. Ihrem imponierenden Aussehen steht ihr niedriges Ansehen in der Bevölkerung gegenüber. Aber warum sollen sie sich auch für 210 € im Monat übermäßig engagieren. Obwohl besser, als zu den 24 % Arbeitslosen zu gehören.

Der Innenminister sagt mir, Albanien hätte sehr gute Gesetze. Sie würden nur nicht eingehalten. Als ich ihm sage, dass das Durchsetzen wohl seine Aufgabe sei, lacht er und sagt: Du kennst den Balkan nicht. Das stimmt: Rauchen ist z.B. in allen Gaststätten per Gesetz verboten. Ich teste es und zünde mir ein Zigarillo an. Sofort kommt ein Kellner – und stellt mir einen Aschenbecher hin. Ich treffe mich mit einem Lehrer. Er hat Dinge erlebt, die wir – Gott sei Dank – nicht erleben mussten. 1986 wurde er zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er gesagt hatte: Er könne sich vorstellen, dass es einen Gott gibt. Der Staatsanwalt von damals ist Richter von heute. Er selbst durfte nie wieder als Lehrer arbeiten. Momentan werden viele Lehrer in den Schuldienst eingestellt.

Ihre „Qualifikation“: Sie haben dem Ministerpräsidenten beim Wahlkampf geholfen. Ob das für die Schüler gut ist? Abends ruft mich Artur an. Wir kennen uns nicht. Er ist wie ich, bei den Euro-Bikern

und hat gehört, dass ich in Tirana bin. Beim Bier erzählt er mir, dass er wie viele junge Menschen vor 1990 Schwimmen trainiert habe. Der einzige Fluchtweg – durch die Adria nach Italien zu schwimmen. Viele sind auf dem Weg in die Freiheit ertrunken. Von den Mauertoten in Berlin weiß die ganze Welt. Von diesen Toten nicht. Sie sind in unserer Wahrnehmung genauso ausgeblendet wie Albanien und seine neueste Entwicklung. Die Albaner sind zu Recht stolz darauf. Natürlich ist Albanien noch keine Demokratie. Aber sie sind auf dem Weg dahin. Deshalb muss Europa auch helfen. Oder?

Sex-Gespräche

Am Donnerstagvormittag in der Dresdner Alaunstraße. Sieben zwölf- bis dreizehnjährige Schüler kommen auf mich zu und fragen, ob ich an einer Umfrage der Schule teilnehmen würde. Ich will. Aber, sagt der eine etwas wichtig und gleichzeitig warnend, es geht um das Fach Sexualkunde. Wie auf Kommando schauen mich alle gleichermaßen gespannt an. Ich will immer noch. Während einer die Fragen abliest und die Antworten notiert, beobachten mich die anderen ganz genau. Die Fragen sind nicht ohne. Wie alt ich gewesen wäre, als ich den ersten Geschlechtsverkehr gehabt hätte? Wo das gewesen sei? Welches der außergewöhnlichste Ort gewesen sei, an dem ich Sex gehabt hätte? Ich antworte offen und fast wahrheitsgemäß. Jede Antwort wird von einem kleinen netten bebrillten Jungen mit „cool!“ kommentiert, wobei er dabei immer einen seiner Schulkameraden in die Seite stupst. Als ich dann die letzte Frage: „Ob ich immer noch Sex hätte?“ mit den Worten beantwortet: „Dass man das im Leben, was Spaß macht, nie aufgeben sollte, solange man es noch kann!“ zieht er das „Cooooooooo!“ besonders lang. Dann werde ich noch gelobt, dass ich bisher der Einzige sei, der wirklich alle Fragen beantwortet hätte. Jetzt frage ich zurück. Ob der Lehrer ihnen die Fragen aufgeschrieben hätte, oder ob sie von alleine darauf gekommen wären. Stolz erzählen sie, dass sie sich die Fragen selber erarbeitet haben, weil es sie interessiert. Als ich sie frage, ob sie diese Frage auch ihren Eltern stellen würden, schütteln sie einvernehmlich den Kopf und geben dann ihrem Klassenkameraden recht, der meint, den Eltern könne man diese Fragen nicht stellen, weil man sie zu gut kenne. Dann gehen sie weiter und umringen eine verdutzte Frau, um ihre Fragen erneut zu stellen. Beim Weitergehen überlege ich, wie es wohl insgesamt bewertet würde, wenn ich einem Dreizehnjährigen ungefragt diese Antworten gegeben hätte. Aber hier ergibt sich die Antwort auch gerade aus dem Faktischen. Wenn wir gefragt werden, sollten wir antworten. Vom Verständnishintergrund der Jugendlichen ausgehend – offen und unverkrampft. Damit Prüderie und Verklemmtheit sie nicht auf falsche Quellen verweisen. Aber wir sollten es uns auch selbst verbieten, gerade bei allen Dingen, die die Sexualität betreffen, Antworten auf Fragen zu geben, die von ihnen überhaupt nicht gestellt worden sind. Oder?

Berliner Taxifahrt

Nicht in jede freie Taxe in Berlin steige ich ein. Wenn der Taxifahrer gerade dabei ist seinen stark nach Knoblauch riechenden Döner vom Beifahrersitz zusammenzupacken um Platz für den Gast zu machen, verzichte ich schon mal. Denn ich möchte den ganzen Abend nicht so riechen wie sein Essen. Oder wenn mich der Taxifahrer im schwer verstehbaren Deutsch einige Male fragt, wo denn die Straße sei, zu der ich wolle, steige ich konsequent wieder aus. In der letzten Woche fuhr mich ein sympathischer älterer Deutsch-Iraker, der schon 19 Jahre in Berlin wohnt. Neben ihm lag aufgeschlagen das Buch der Berliner Jugend-Richterin Kirsten Heisig, die sich mit der Kriminalität jugendlicher Migranten in Berlin auseinandersetzte und sich vor Monaten selbst das Leben genommen haben soll. Diese These glaubte mein Fahrer nicht. Er und seine Familie seien der Meinung, dass diese engagierte Frau umgebracht worden sein. Um diese These zu untermauern, erzählte er mir, dass er vor Monaten von zwei Jugendlichen überfallen worden sei. Sie hätten ihn in seiner Taxe mit dem Messer bedroht, dann ausgeraubt und zusammengeschlagen. Über einen Monat hätte er, wegen seiner körperlichen und psychischen Schmerzen, nicht arbeiten können. Ich fragte ihn, ob man die Täter denn geschnappt hätte. Zu meiner Überraschung antwortete er, man habe sie nicht geschnappt, aber er wisse ganz genau wer sie wären. Das musste er mir natürlich jetzt sehr genau erklären. Die Erklärung war sehr einfach. Die Täter waren arabische Jugendliche, die

durch ihr kriminelles Verhalten schon stadtbekannt waren. Bekannt war aber auch, dass die Großfamilie an jedem Rache nahm, der eine Straftat zur Anzeige brachte. Der Taxifahrer hatte lange darüber nachgedacht und sich mit seiner Frau und den älteren Söhnen besprochen. Sie rieten ihm dringend von einer Anzeige ab, damit er sich und sie nicht in Gefahr brächte. Man merkte es diesem stolzen Mann sehr an, wie schwer für ihn die Entscheidung war. Immerhin war er sehr froh, dass er und seine Familie – nach der Flucht aus dem Irak – jetzt in einem Rechtsstaat leben durften und nicht mehr in einem Unrechtsstaat leben mussten.

Er hatte auch mit einem Richter, der bei ihm oft Fahrgast ist, darüber gesprochen. Als Richter hatte er ihm geraten, die Täter anzuzeigen um ihm im gleichen Atemzug wieder davon abzuraten, weil er die Reaktionen darauf und die Folgen solcher Anzeigen kannte. So wurde langsam die Frage des Taxifahrers zu meiner eigenen. Wenn in einem Rechtsstaat Recht bleiben soll, dann darf man doch nicht hinnehmen, dass andere einschüchternde Angstbarrieren errichten, die geltendes Recht blockieren. Oder?

Zu reich und zu arm ?

37°. Die Stadt Berlin stöhnt unter der Hitze. Ministerpräsident Tillich und ich führen das schon lange verabredete Interview im Schatten mit Blick auf den Reichstag. Es geht um das, was wir und der Staat nicht genügend haben – ums Geld. Bei einer Umfrage in Leipzig sagte eine Frau: Die Reichen werden immer reicher und die Armen werden immer ärmer. Ein Satz, der oft zu hören ist. Auch dazu befrage ich Tillich. Nach der Sendung sitze ich im Schatten eines Restaurants neben dem ARD-Hauptstadtstudio, trinke Wasser und beobachte die Leute. Die freundlichen Kellnerinnen bedienen Mitarbeiter von Bundestagsabgeordneten, die sich ausgesprochen wichtig nehmen und so laut darüber reden, dass es wahlkampfschädigend für ihre Chefs sein könnte. Sarah Wagenknecht rauscht vorüber ohne nach links und rechts zu sehen. Warum sollte sie die Welt auch wahrnehmen wollen, die sie retten will? Mit einer schönen Frau an seiner Seite, das cremefarbene Jackett – trotz der drückenden Hitze – lässig auf der Schulter tragend, nimmt ein ZDF-Moderator Platz unter den Schirmen an der Spree. Alles scheint ruhig unter der heißen Mittagssonne, bis ein an Kleidung und Geist vernachlässigter bärtiger sonnenverbrannter Mann – ungefähr 30 Jahre alt – mit seinem verschmutzten Jogginganzug an den Tisch des Moderators geht, der gerade seinen Essen serviert bekam. Ich vermute, um zu betteln, irre mich aber. Ein gellender Schrei der Empörung durchbricht die dösigkeit Stimmung. Er kommt vom Moderator, dem gerade sein Essen gestohlen wird. Der Dieb lässt sich nicht stören, legt sich mit dem Teller auf den Fußweg, verzichtet auf Messer und Gabel, und stopft alles mit den Fingern heißhungrig in sich hinein. Brüllend ergießt sich die Empörung über die freundliche aber hilflose Kellnerin, während der Mann am Boden ungestört weiter isst.

Er sei schon in der ganzen Welt gewesen – so der Bestohlene überlaut, aber so etwas wie in dieser Scheiß-Stadt Berlin wäre ihm noch nie passiert. Warum eigentlich kein Sicherheitsdienst vor den Tischen stehen würde und sie die Polizei immer noch nicht gerufen habe. Verwirrt erklärt ihm die freundliche Kellnerin, dass so etwas noch nie passiert sei und dass er natürlich das Essen nicht bezahlen müsse und wie sie es überhaupt wieder gutmachen könne. Wütend ranzt er zurück, dass er auch nicht vorhabe zu zahlen, wirft sich sein cremefarbenes Jackett über die Schulter, das mehr Haltung beweist als sein Träger, steigt über den immer noch „Speisenden“ und verlässt mit der Dame den Platz des Geschehens. Offensichtlich waren ihm, der in seinen Sendungen Mitleid mit jedem Bettler in Kalkutta hat, diese „Aspekte“ des Lebens zu neu. Dann trollt sich auch der gesättigte Dieb, der vorsichtshalber von einem herbeigeeilten Koch mit Bodyguard-Statur flankiert wird. Ich versuche die verwirrte Kellnerin zu trösten, dass sie nun wirklich nichts dafür könne. Sie bedankt sich und meint zum Schluss, dass sie sehr hoffe, dass es bei dieser Ausnahme bleibe. Wenn nicht, würde es sie auch nicht verwundern, da ja die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer würden. Da war er wieder der Satz. Offensichtlich hat er sich im Volksbewusstsein festgesetzt. Wenn er nicht stimmt, muss die Politik ihn argumentativ entkräften. Sollte er aber stimmen, muss sie handeln! Oder?

Süße Rache

Handys sind hilfreich und stören oftmals. Ob in der Straßenbahn, in der Eisenbahn oder im Restaurant, ständig muss ich andere Gespräche mit anhören. Auf der einen Seite wehren sich Bürger gegen staatliche Überwachung im Rahmen der Kriminalitätsbekämpfung, auf der anderen Seite geben sie ungefragt in aller Öffentlichkeit Auskunft über ihr Leben. Ich will nach Berlin fahren. Als ich den Parkplatz vor dem Bahnhof überquere, sehe ich eine junge füllige rothaarige Frau, die erregt und unüberhörbar in ihr Handy schreit. Ich verstehe, dass ein Jens offensichtlich die Ramona zu ihrem Geburtstag gepoppt hat und dass sie ihm das heute Abend noch deutlich beibringen wolle. Nun gut! Der Zug hat wie so oft Verspätung. Also gehe ich noch einmal in die Bahnhofsgaststätte um einen Kaffee zu trinken. An einem großen Tisch sitzt eine angeheiterte Gesellschaft. Die mollige Rothaarige in der Mitte. Der Mann neben ihr ruft mir zu, dass er mich kenne, dass er ein Linker sei und dass in der DDR nicht alles schlecht gewesen sei. Meine Antwort, dass jeder selbst für seine Irrtümer verantwortlich ist und dass ich in Ruhe meinen Kaffee trinken will, stoppt ihn nicht. Eine ältere, füllige in Brokat gewandete Frau dreht sich um und fordert ihn auf Herrn Jurk (damals SPD-Wirtschaftsminister) in Ruhe zu lassen. Das Ganze begründet sie mit dem philosophisch-humanistischen Satz, dass schließlich jeder ein Recht auf Leben habe. Mich schaudert. Nicht ob der Verwechslung, sondern wegen der Begründung. Dann wird sie von dem alkoholisierten Mann darauf hingewiesen, dass das der Eggert von der CDU sei. Das erfreut sie sichtlich und verleitet sie zu dem Bekenntnis, dass sie bei der letzten Wahl das erste Mal CDU gewählt habe, weil der Tillich einer von uns sei. Ob der Seelenverwandtschaft würde Tillich ganz bestimmt staunen. Aber Stimme ist Stimme. Politiker kann man sich auswählen, den Wähler nicht. Ich trinke meinen Kaffee etwas schneller. Der Redeschwall des Mannes ist trotzdem nicht zu stoppen. Unmut macht sich am Tisch breit. Die Rothaarige, die mich sympathisch anlächelt, greift mit den Worten ein, dass Jens jetzt endlich die Klappe halten solle. Ach, Jens heißt der Mann. Das Handygespräch kommt mir wieder in den Sinn. Ich zahle und verabschiede mich von dem Tisch mit den Worten, dass bestimmt alles viel interessanter sei, wenn Jens erzählen würde, was er mit Ramona an ihrem Geburtstag gemacht hat. Kämmen sei zwar gut, aber zu lange bürsten? Er sieht nicht sehr glücklich aus bei der Frage. Sofort kreischt die Rothaarige auf. Ja, das wolle sie auch sofort hören. Dann machte sie eine Pause und fragt mich, woher ich das denn wisse. Ja, sage ich, ehemalige Innenminister wissen viel. Dann gehe ich beschwingt zum Zug. Nicht immer stören Handys. Manchmal sind sie auch sehr hilfreich. Wie diese Geschichte beweist. Oder?

Dreimal Polen und zurück

Nach ein paar Jahren fahren wir wieder in Urlaub. An die polnische Ostseeküste. Vor 20 Jahren waren wir das letzte Mal dort. Wobei es 1989, nur durch eine persönliche Einladung eines evangelischen Pfarrers in Polen möglich war, ein Visum zu bekommen. Versucht hatten wir es neun Jahre lang. Aber seit 1980 – dem Geburtsdatum der Solidarnosc in Polen, war Polen, an dessen Grenze wir leben, für uns genauso schwer erreichbar wie die Bundesrepublik Deutschland. Im Sommer 1980, konnten wir nur mit der Hilfe von Freunden, die uns das Benzin bezahlten, wieder in die DDR zurückkehren. Eine Schikane der kommunistischen polnischen Regierung, die Benzin an Deutsche nur noch gegen Gutscheine, von denen keiner wusste, wo sie erhältlich waren, abgeben ließ. Es sah alles nach Kriegszustand aus. Also nach neun Jahren durften wir wieder fahren. Der Sommer 1989 für ohnehin sehr eindrücklich. Jede Woche rief uns irgendjemand an, um uns zu erzählen dass sie einen Ausreiseantrag gestellt hatten. Irgendwann standen Freunde vor der Tür, um sich in den Urlaub nach Ungarn zu verabschieden. Wir sahen uns an, hatten Tränen in den Augen und wussten Bescheid. Sie ließen alles stehen und liegen, um zu versuchen über Ungarn in den Westen zu fliehen. Wir konnten ihnen nur Glück und Gottes Segen wünschen, und dass sie nicht geschnappt werden, im Gefängnis landen und ihre Kinder im Heim.

Es war wie ein langsames Sterben. Auch unsere Freunde gingen und nach menschlichem Ermessen würden wir sie nie wiedersehen. Sie würden keine Einreise in die DDR und wir keine Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland bekommen. Nicht umsonst gab es den sarkastischen Spruch: Der Letzte, der die DDR verlässt, macht das Licht aus! Wir fuhren 1989 – an der Grenze gut und schikanös – kontrolliert an die polnische Ostseeküste. Es gab viel zu kontrollieren, denn wir hatten für sechs Personen für fast drei Wochen Verpflegung mitgenommen. 100 DM in einer Kaffeedose waren als stille Reserve auch dabei. Eine Hamburger Tante hatte sie auch so zu uns in den Osten geschmuggelt. Kaffee und Geld blieben uns erhalten. Am unangenehmsten an der Grenze waren übrigens immer die Frauen vom Zoll, denen der Damenbart auch nicht besonders gut stand. Inzwischen ist – selbst im Sommer – alles Schnee von gestern. Die Grenzanlagen sind teilweise abgebaut. Wir fahren unkontrolliert in Polen ein, natürlich in einem ganz anderen Auto wie früher. Natürlich! Inzwischen haben wir auch die Währung, in der alles bezahlbar ist. Wir müssen auch nicht mehr, wie damals, die Westdeutschen beneiden, die bei einem unglaublich günstigen Wechselkurs der DM in Polen wie in Frankreich lebten. Gut so! Was sich aber teilweise erhalten hat, das ist die Arroganz der Deutschen gegenüber den Polen, die glauben, weil sie mehr haben sind sie mehr. Einfach nur peinlich, auch weil es da keinen Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschen gibt. In der Arroganz haben sie sich schon angenähert. Aber nicht alle! Gott sei Dank! Oder?

Methodischer Wahnsinn

Es war vor einigen Jahren bei einem Kirchentag in Dresden. In großen Lettern prangte auf dem Zelt „Roma und Sinti Mission“. Ich setzte mich im Zelt an einen Tisch und fragte die braungebrannten sympathischen Männer ob sie Sinti oder Roma seien. Wir haben das Herz eines Zigeuners und wir sind Zigeuner, sagte der eine stolz und die anderen nickten bestätigend. Aber warum dann „Roma und Sinti“ als Überschrift auf dem Zelt, fragte ich noch einmal nach. Das ist gut gemeint, sagte ein anderer, sie denken, dass sie uns schützen müssen. Wer die leidvolle Geschichte dieser stolzen Volksgruppe kennt und wer weiß, dass Diskriminierung, Verfolgung und Vernichtung immer mit sprachlicher Verächtlichmachung beginnen, wird hier zunächst einmal sehr sensibel sein. Traurig wird es nur wenn „gut gemeinte“ übertriebene Sprachregelungen auch die notwendigen in ihrer Akzeptanz gefährden. Die Parlamentsverwaltung der Europäischen Union hat am 31. März eine Broschüre für „geschlechtsgerechten Sprachgebrauch“ herausgegeben. Ziel der Maßnahme ist es, sexistische Wörter und Formulierungen, in offiziellen Papieren zu vermeiden. Wenn diese Broschüre am 1. April erschienen wäre, wäre sie leichter einzuordnen gewesen. Wenn man dann liest, wie diese Broschüre zustande gekommen ist, wird einem auch nicht besser. Besonders wenn man in den Zeiten der Krise die Kosten bedenkt. Jahrelang hatte sich eine „hochrangige“ Arbeitsgruppe unter der Leitung von acht Vizepräsidenten mit „der Anleitung für eine geschlechtergerechte Sprache“ beschäftigt. Rastlos haben sie nach Wörtern in den Parlamentsveröffentlichungen gesucht, die als „einseitig, diskriminierend oder herabsetzend ausgelegt werden können“. Ergebnislos war ihre Arbeit nicht. Nur durch diesen ungeheuren Arbeitsaufwand konnte man den neuesten skandalösen Sprachgebrauch aufdecken. In manchen Sprachen ist das Element Mann in Ausdrücken enthalten, mit denen Frauen ebenso gemeint sind wie Männer: Fachmann, Staatsmann, Seemann. Ein Skandal! Was werden Frau Neumann, Hauptmann, Lehmann usw. dazu sagen? Sie werden durch ihren Namen schon seit Jahrhunderten sexistisch diskriminiert und erfahren erst jetzt die ganze Wahrheit. Schlimm! Aber – Gott sei Dank! – haben sie ja jetzt die Handreichung der EU, die ihnen Mut macht. „Mit etwas Bemühung und Umsicht lässt sich zumeist eine auf die Geschlechter bezogene neutrale Ausdrucksweise finden“, dozieren die Experten. Sie fordern, in offiziellen Texten das Wort „Fahrer“ durch „fahrendes Personal“, den Begriff „Polizist“ durch „Polizeikraft“ und die Bezeichnung „Lehrer“ durch „Lehrkraft“ zu ersetzen. Tolles aus dem Tollhaus, wie unsere Muttersprache langsam kastriert wird. Aber ist Muttersprache nicht auch schon wieder einseitig sexistisch? Das alles erinnert mich sehr an die Initiative von damals, als Uns-Ulla Schmidt, die Hälfte aller Fahrradweg-Schilder mit Damenfahrrädern – wegen der Gleichberechtigung – bestücken wollte. Irgendeiner spinnt hier. Aber wir sind es nicht! Oder?

Freunde aus Griechenland sind da.

Klar, dass uns der Gesprächsstoff nicht ausgeht. Die schlechten Nachrichten überschlagen sich. Nichts Gutes für das Land, für die Menschen und für den Euro. Unsere Freunde erzählen, aber vieles verwundert sie auch nicht. Dazu kennen sie ihr Land zu gut. Gefälschte Zahlen beim Euro-Eintritt, Korruption, jeder vierte Grieche arbeitet (oder auch nicht) gut abgesichert im öffentlichen Dienst, ohne dass die Verwaltung effizient arbeitet. Keine Übersicht bei den Finanzen, keine bei den Grundstücken. Grundbucheintragungen sind die Ausnahme. Kein Wunder, dass es keine Steuereinnahmen gibt. Sie loben unser effizientes deutsches Verwaltungssystem. Da muss ich natürlich dagegenhalten und von überbordender Bürokratie und einer unnötigen Regelungsflut erzählen. Diskussionsstoff ohne Ende. Aber sie wollen ja auch etwas von der Landschaft sehen. Also fahren wir durch die sommerliche Oberlausitz nach Dresden und besuchen natürlich auch die Frauenkirche. Als wir die Kirche verlassen wollen, geht gerade ein fürchterlicher Platzregen nieder. Im Ausgangsbereich stauen sich die Besucher. Aus dem alten Trenchcoat eines hageren älteren Herrn lugt neugierig ein kleiner Hund. Das sieht stirnrunzelnd der dicke glatzköpfige Wachmann in der Frauenkirche. Es entwickelt sich ein für uns staunenswerter Dialog.

Der Wachmann: „Das nächste Mal bringen Sie den Hund hier aber nicht wieder rein.“

Der ältere Herr : (leicht empört mit sehr hoher Stimme) „Warum?“

Der Wachmann: (nachdrücklich) „Weil das verboten ist!“

Der ältere Herr: „Das kann ja in einer Kirche gar nicht sein. Mein Alfons ist genauso ein Geschöpf Gottes wie Sie!“
Alfons bellt.

Der Wachmann: „Sie wollen wohl Ihren kleinen Hund nicht mit mir vergleichen!“

Der ältere Herr: „Gott liebt all seine Geschöpfe!“

Der Wachmann: „Das kann sein. Trotzdem ist das verboten!“
Der Hund bellt.

Der ältere Herr: (in noch höherer Stimmlage)
„Warum? Verbote müssen auch richtig begründet werden.“

Der Wachmann: (genervt) „Das könnte ja sonst jeder machen.“ (Er überlegt eine Weile)
„Dann bringt einer eine Schafherde mit und dann kommt vielleicht auch noch ein Schwarzer mit einem Krokodil.“

Der ältere Herr: (ironisch mit fast überschlagender hoher Stimme)
„Na, das ist ja eine überzeugende Begründung.“

Der Wachmann: (triumphierend) „Sage ich doch.
Das nächste Mal bringen Sie nicht wieder einen Hund mit rein.“
Der Hund und wir sind ganz still.

Nachdem wir weit entfernt von der Frauenkirche sind, sagt unser Freund: „Auf dem Niveau laufen momentan auch einige Diskussionen bei uns in Griechenland.“ Da sind wir uns schnell wieder einig. Bei uns in Deutschland nämlich auch. Oder?

Schnelligkeit ist keine Zier

Eigentlich wäre es zum Haare ausraufen gewesen. Nur dazu muss man welche haben und außerdem war ich auch selber schuld. Ich wollte schnell auf die Sparkasse, um am Geldautomaten Geld abzuholen. Zur Schnelligkeit gab es eigentlich keinen Grund, wohl aber zur Höflichkeit. Deshalb hielt ich einer etwas fülligen Frau, voll gepackt mit gefüllten Einkaufstaschen, die Tür zur Sparkasse auf, sodass sie vor mir am Geldautomaten war. Meine Höflichkeit bereute ich bald.

Langsam und gründlich durchsuchte sie alle Taschen, um ihre Geldkarte zu finden. Eine jüngere Frau, die später gekommen war, und ich beobachteten sie dabei. Misstrauisch äugte sie zurück, was das Suchen in den Taschen noch mehr verzögerte. Langsam war es nicht mehr lustig. Sie kramte und kramte. Endlich hatte sie die Karte gefunden und warf sich fast mit ihrem ganzen Körper schützend über den Automaten, um die PIN einzugeben.

Ich seufzte. Tröstend meinte die junge Frau, solange sie jetzt nicht noch von fünf Monaten die Kontoauszüge ausdruckt, liegen wir ganz gut in der Zeit. Ich grinste und versprach ihr zu zeigen, wie schnell man Geld auch abheben kann. Inzwischen hatte die füllige Dame ihr Geld aus dem Automaten und umständlich alle ihre Taschen wieder aufgenommen, um zu gehen. Jetzt war ich dran. So schnell war ich beim Geld abheben noch nie. Beim Gehen lächelte ich der jungen Frau die Botschaft zu: So schnell kann es auch gehen! Sie lächelte zurück. Als ich sie nach einer halben Stunde in der Stadt wieder sah, lächelte sie immer noch. Ihr Lächeln verstärkte sich noch, als sie mir erzählte, dass ich vergessen hätte, das Geld aus dem Automaten zu nehmen. Sie hätte noch einen Moment gewartet, dann wäre das Geld automatisch wieder eingezogen worden. Ich sah in der Brieftasche nach. Es stimmte. Sie war leer. Da stand ich nun: Schnell und dynamisch, aber geldlos. Im Gegensatz zur fülligen Dame. Offenbar ist Schnelligkeit doch nicht alles. Irgendwie kommt man aus dem jahrelangen Lernen nicht raus. Aber Lehrgeld musste ich nicht zahlen. Denn meine 200 € wurden mir wieder gut geschrieben. Bestimmt Altersschutz oder sowas ähnliches. Oder?

Hitzige Streitigkeiten

Aus der Hitze der Stadt komme ich in unsere etwas kühleren Berge. Irritiert hatte mich auf dem Marktplatz ein Gespräch zwischen zwei Frauen, bei dem es um Nachbarstreitigkeiten ging. Überhören ging nicht. Das überlaute Gespräch endete mit dem Satz: Der Alten schicke ich noch meinen Anwalt auf die Bude. Na gut, dachte ich, die beiden sehen nicht so aus, als ob sie besonders viel hätten, aber immerhin einen Anwalt haben sie. Auch schön!

An manchen Tagen bekommt man bestimmte Gespräche und Gedanken überhaupt nicht los. Irgendwie stolpert man immer wieder darüber. Im Nachbarort war einer Familie der Wasseranschluss gesperrt worden. Das war natürlich unserer Heimatzeitung einen Artikel wert. Es passiert ja sonst nicht viel. Im Dorf wurde erzählt, die Familie hätte ihre Wassergebühren nicht bezahlt. Also schaltete die Familie deshalb ihren Anwalt ein. Las ich! In London klagte ein britisches Pärchen, weil sie im Urlaub statt der gebuchten zwei Einzelbetten im Zimmer ein Doppelbett erhalten hatten. Jetzt war sie schwanger und sonst wäre das nicht passiert, meinte ihr Anwalt. Schön, wenn das Kind das später einmal liest. Irgendwie ist es in unserer Nachbarschaft zu friedlich und zu schiedlich. Langweilig geradezu. Das könnte man doch eigentlich durch Klagen ändern, dachte ich. Warum verklage ich nicht den Nachbarn, der manchmal seinen Rasenmäher schon um 13.30 Uhr, statt der Kursatzung entsprechend erst um 14.00 Uhr laufen lässt? Warum verklage ich nicht die Nachbarn drei Häuser weiter, deren Kinder und Enkelkinder laut und ausgelassen spielen und baden. Immerhin ist in Hamburg schon eine christliche Kindertagesstätte verklagt worden, weil sich die Wohnungseigentümer daneben vom Kinderlärm belästigt fühlten. Wenn es kein Fall für einen Anwalt ist kann man ja immer noch die Polizei rufen. Weil man sich Sorgen macht, dass die Kinder einander etwas antun könnten. Immerhin wird die Polizei von unseren Steuergeldern bezahlt. Das wusste auch eine Mutter in Duisburg, die die Polizei alarmierte weil ein dreijähriger Junge ihrer 15-jährigen Tochter den Arm verdreht hatte. Immerhin war die Uhr des Mädchens verrutscht und hatte einen Kratzer auf dem Arm hinterlassen. Da kann man nur hoffen, der Dreijährige kommt aus dem Heim nie wieder raus. Der Hund unseres rechten Nachbarn bellt übrigens auch wann er will und hält noch nicht einmal die heilige Sonntagsruhe ein. Gut, dass ich das Urteil des Obergerichtes Lüneburg gelesen habe. Notfalls können nämlich Hundehalter auch verpflichtet werden, die Vierbeiner an Sonn- und Feiertagen in geschlossenen Gebäuden unterzubringen. Na ja, der Fall liegt nicht ganz so wie bei uns in den ruhigen Bergen, aber der Anwalt soll mal was für sein Geld tun. Ich werde das alles demnächst mal bei einem Bier mit meinem Nachbarn besprechen, damit wir gemeinsam was zu lachen haben. Denn gute Nachbarschaft ist ein eigener Wert, den man nur erhält, wenn nicht jeder gleich immer nur auf sein eigenes gutes Recht besteht. Meine Nachbarn ja auch nicht. Oder?

Lasst uns tauschen

Am Vormittag lese ich in meinem Heimatblatt, dass ganz in meiner Nähe auf einem Gebirgsparkplatz das Auto einer tschechischen Familie gestohlen worden ist. Autodiebstähle sind ein Ärgernis in unserem Dreiländereck. Auf allen drei Seiten.

Was Demagogen nicht schaffen, schaffen diese Diebstähle. Misstrauen gegeneinander und Unsicherheiten machen sich breit. Alte Vorurteile leben wieder auf. Natürlich sind es die Polen und die Tschechen, die unsere guten deutschen Autos klauen. Während meine tschechischen Freunde erklärend auf die Zigeunerkonzentration (dass man inzwischen Sinti und Roma sagen soll, wissen sie nicht) in der Grenzregion verweisen. So hat jeder seine einfachen Erklärungen. Ein Klingeln an der Haustür unterbricht meine Überlegungen. Draußen steht eine Gruppe von Jugendlichen aus dem tschechischen Kinderheim gleich hinter unserer Grenze, die nur 300 m von unserem Haus entfernt ist. Ihre Erzieher warten auf der anderen Straßenseite.

Ein junger großer brauner Cigan (wie sie sich selber gerne nennen) hält mir eine Nähnadel entgegen und fragt mich ein wenig aufgeregt in Deutsch, ob ich sie gegen irgendetwas eintauschen würde. Gespannt beobachtet die Gruppe unser Gespräch.

Jetzt bin ich verblüfft. Vielleicht sammeln sie für eine Feier, denke ich und frage: Zehn Euro?

Alle Jugendlichen schütteln den Kopf. Kein Geld! Ja, was dann? Ich bin unsicher, weil ich das Prinzip nicht kapiert habe. Eigentlich kann man mit Geld doch immer alles regeln.

Was würdest du nehmen, frage ich direkt. Ein Ei, sagt er. O.k. sage ich, zehn Eier?

Mein Gott, wir haben's doch. Er schüttelt den Kopf. Die Jugendlichen lachen. Kompromissbereit zeigt mir ein kleiner Dicker drei Finger. Also gehe ich ins Haus, packe fünf (!) Eier in eine Packung, nehme noch eine Riesenverpackung Gummibären mit und mache den Tausch perfekt. Erleichtert bedankt sich mein Tauschpartner. Die anderen freuen sich mit, während die Erzieher noch ein Erinnerungsfoto machen. Dann erfahre ich, dass nach dem Hans-im-Glück-Prinzip jeder Jugendliche ein Tauschobjekt bei sich hat und sich selber einen Ansprechpartner suchen muss, um zu tauschen. Das kostet Überwindung und Mut, denn Zurückweisung und Ablehnung drohen ja immer. Respekt!

Dieses Erlebnis beflügelt meine Fantasie immer noch. Vielleicht sollten das mal Erwachsene spielen. Es könnte doch befreiend sein, wenn Status und Geld keine Rolle mehr spielen. Vielleicht schwinden dann auch die Vorurteile. Das wäre doch einen Versuch wert! Oder?

Wollen wir tauschen?

Zeitreise in eine wundersame Geldvermehrung

Wenn ich reise, achte ich immer noch auf die hinterlassenen Spuren der ehemaligen Grenzübergänge von der DDR zur Bundesrepublik Deutschland. Hier endete bis 1989 meine Bewegungsfreiheit. Dann bin ich – auch heute – immer noch froh, dass dieser Spuk vorbei ist. Mit 40 Jahren durfte ich 1986 das erste Mal für 10 Tage in die Bundesrepublik Deutschland. Ich hatte über die Kirche meinen Vater, den ich bis dahin nicht kannte, gefunden. Der Landesbischof hatte sich bei den staatlichen Organen für meine Reise eingesetzt. Alleine das alles wäre schon Stoff für etliche Romane. Also fuhr ich nachts von Görlitz aus mit dem „Mumien-Express“ nach Frankfurt am Main. Mumien-Express wurde er im Volksmund genannt, weil in ihm selten ein DDR-Bürger unterhalb des Rentenalters anzutreffen war. Deswegen wurde ich von einigen Rentnern auch kritisch beäugt. Wahrscheinlich Staatssicherheit, der Mann! Als ich vom Zug aus die ersten beleuchteten Dörfer und Städte sah, wusste ich: Jetzt bist du im Westen. Auf dem Bahnhof Frankfurt a. M. verwirrten mich schon die Obststände mit ihrem Riesenangebot und die vielen bei uns verbotenen Zeitungen und Bücher. Dazu kam noch, dass ich von der DDR in „großzügiger Weise“ mit 20 DM ausgestattet war. Im Zug nach Koblenz kam ich mit einer sehr sympathischen älteren Frau ins Gespräch. Ich schilderte ihr meine Eindrücke und sie erzählte mir von dem schweren Anfang nach dem Krieg. Als sie ausstieg, reichte sie mir durch das offene Zugfenster noch einmal die Hand um 20 DM in

meine Hand zu schieben. „Kaufen Sie Obst für Ihre Kinder“, sagte sie. „Im Gegensatz zu unseren Kindern werden sich Ihre darüber freuen. Bei uns freut sich schon lange keiner mehr darüber.“ Ich lernte dann meine „neue“ Familie kennen und bekam von allen Seiten immer wieder einmal Geld zugesteckt, um etwas für uns und unsere vier Kinder einkaufen zu können. Wenn man selber sein Leben lang gearbeitet hat, so wie ich, und dann auf das Geld anderer angewiesen ist, weil man mit dem selbst erarbeiteten Geld nichts anfangen kann, wird man schon sehr nachdenklich. Dazu kam noch der eigene Stolz, der das Annehmen von Geschenken auch nicht leichter machte, aber auch das Erstaunen über so viel erwiesene Freundlichkeiten. Dann stand ich vor dem stolzen Rathaus in der schönen Hansestadt Hamburg, in dem die Bürgerschaft acht Jahre später für mich als Minister einen festlichen Empfang geben sollte. Aber das ahnte ich natürlich damals noch nicht. Als ich über die Schleusenbrücke ging, stand dort ein freundlicher Bettler, der mich um eine Gabe bat. Ich sagte ihm, dass ich mein Geld zusammenhalten müsste, weil ich aus der DDR nur kurz da sei und selber auf das Geld anderer angewiesen wäre. Er musterte mich und überlegte eine Weile. Dann sagte er, dass man mir das nicht ansehe und machte mir schließlich ein Angebot: Er wolle sowieso etwas essen gehen und ich könnte seinen festen Platz einnehmen und eine Stunde betteln. Da käme einiges zusammen und ich könne auch alles behalten. Ich lehnte ab. Ich traute es mir nicht zu. Denn auch Betteln muss gekonnt sein. Aber wahrscheinlich war es das großzügigste Angebot auf meiner Reise. Mit Geld kann man viel erleben, aber ohne auch. Oder?

Perspektiven

Jeden Tag flattern mir Einladungen ins Haus. Gegen Werbung kann man sich schützen, gegen Einladungen nicht. Eine Einladung kam zum Seminar „Drohende Perspektivlosigkeit der Jugend“. Das Thema gab das Ergebnis schon vor. Ich hätte gerne Dietrich dahin geschickt. Aber leider lebt er nicht mehr. Über Chancen und Perspektiven hätte er nämlich viel zu erzählen gehabt. Als ich ihn diesen Sommer im Hospiz kennenlernte, hatte er nur noch vier Tage zu leben. Er sah mit seinen 83 Jahren zwar etwas geschwächt aus, aber seine Stimme war kräftig und sein Reden sehr konzentriert. In den schlaflosen Nächten holten ihn immer wieder seine Jugendjahre ein und er freute sich, dass wir am Tag darüber sprechen konnten.

Mit 16 Jahren war er 1945 zusammen mit seinen Schulkameraden in eine Uniform gesteckt worden, mit dem Auftrag, die Russen vor Breslau aufzuhalten. Die nahmen sie gefangen und brachten sie in ein russisches Kriegsgefangenenlager. Bei allem Unglück hatten sie großes Glück. Ein russischer Oberst gab den Befehl, diese jungen Deutschen mit einem LKW wieder zurück nach Deutschland zu bringen. Vielleicht hatte er Mitleid und selbst Söhne in diesem Alter. So fuhren sie wochenlang, gut bewacht und immer hungrig in ihrer alten zerlumpten Uniform auf einem alten Militär-LKW der Heimat entgegen, ohne ihr Glück glauben zu können. Als sie bei einem Dorf vor Brünn Rast machten, warfen Tschechen nach ihnen mit Steinen. Sein Freund Karl wurde an der Schläfe getroffen und war sofort tot. Die russischen Bewacher schossen in die Luft und retteten so ihr Leben. Gemeinsam begruben sie Karl am Rande eines Feldes.

Das alles konnte er nur stockend erzählen. Noch vor fünf Jahren hatte er vergeblich versucht, diese Stelle wiederzufinden. Also stellte er das mitgebrachte Kreuz „Für meinen Freund Karl“ dort an einer Straße auf. Unter den vielen Kreuzen für die Verkehrstoten fiel es ohnehin nicht auf. Über die alte Leipziger Straße bei Lückendorf kamen sie dann nach Deutschland, wurden auf ein Dorf bei Bautzen gebracht, bekamen ordnungsgemäß ihre Entlassungspapiere und waren frei. Erst jetzt glaubten sie ihr Glück! Sie lebten! Er versuchte – leider vergeblich – seine Familie zu finden, arbeitete auf dem Bau, verliebte sich in ein Bautzener Mädchen, wurde dann in einem Crashkurs Neulehrer und versuchte, sich ein neues Leben aufzubauen. „Wenn wir nicht damals jede Lebenschance wahrgenommen hätten, wir hätten keine Lebensperspektive gehabt“, sagte er zum Schluss seiner Erzählungen. Mit diesem Satz und seinen Lebenserfahrungen hätte ich ihn gerne zu diesem Seminar geschickt. Natürlich sind die Zeiten nicht miteinander vergleichbar. Aber manchmal kann geistige Horzonterweiterung auch geistige Perspektivlosigkeit minimieren. Oder?

Dialoge

Einmal, als ich ziemlich wütend und ratlos war ...

Paul ist jetzt 17 Jahre alt. Ich kenne ihn schon sehr lange. Immer freundlich, kameradschaftlich, ansteckend mit seinem Lachen und oft guter Laune. Dass sich die Leute auf der Straße nach ihm umdrehen, nimmt er gelassen. Lange glaubte er, sie sehen ihm hinterher, weil er so freundlich ist. Das hatte ihm seine Mutter früher zur Erklärung erzählt.

Jetzt weiß er es besser. Die Leute sehen ihm hinterher, weil er mongoloid ist. Unübersehbar.

Erst ging er in die Behindertenschule. Jetzt lernt er in einer Behindertenwerkstatt und fühlt sich dort sehr wohl. Vor kurzem hatte er ein weniger gutes Erlebnis. An der Bushaltestelle beschimpften ihn größere Schüler vor allen Wartenden.

Er sei dumm, ein Idiot, ein Blöder. Jeden Morgen wieder.

Ich: Was machste dann?

Er: Nichts! Ich bin still gewesen, weil ich Angst hatte, sie schlagen mich sonst noch.

(Nach einer Pause) Was hätte ich denn machen sollen?

Ich: Das ist schwierig. Zurückschimpfen? Oder drohen? Die Polizei rufen?

Er: Nee. Das geht doch alles nicht.

Er schaut mich fragend an.

Ich: Frage doch mal einen, der dort wartenden Erwachsenen: Halten Sie mich für einen Idioten?

Er: Und dann?

Ich: Wenn der Erwachsene „Nein!“ sagt, dann sagst du:

Dann sagen Sie es doch bitte den anderen, die glauben nämlich, ich bin einer.

Er ist still, guckt mich an, dann lacht er los.

Er: Das ist gut!

Sein ansteckendes Lachen ist unüberhörbar.

Ich: Na – hoffentlich funktioniert es auch!!

Er: (lacht immer noch) Doch. Das funktioniert bestimmt. Das funktioniert bestimmt ...

Hoffentlich!!!

Ich denke, wenn Erwachsene in einer solchen Situation schon nicht von alleine schützend tätig werden, und aggressives Verhalten behindern, muss man sie dazu bringen, Partei zu ergreifen. Ansonsten sind sie in ihrer Menschlichkeit selbst behindert.

Nur das wird Paul dann wieder nicht helfen.

Einmal als ich auf Reisen war ...

Ich bin in dem bezauberten Städtchen Neumarkt/Oberpfalz angekommen, schlendere über den schönen Markt, sehe mein Bild auf den Litfaßsäulen und einen alten bärtigen Mann, sonnenverbrannt kniend vor der HypoVereinsbank betteln. Als ich ihm etwas in den Hut geworfen habe spricht mich eine nette ältere mütterlich aussehende Frau an.

Sie: Ich habe sie gleich erkannt.

Er: Das freut mich, da bin ich meinem Bild ja noch ähnlich.

Sie lacht ... dann

Sie: Ich habe gesehen, Sie haben dem da was gegeben. Die sind jeden Tag da.

Das ist doch organisiert.

Ich: Ich weiß. Deswegen gebe ich auch meist nichts.

Sie: Warum denn jetzt ?

Ich: Aus Dankbarkeit!

Sie: Aus Dankbarkeit?

Ich: Ja. Er hat ungefähr mein Alter und ich bin froh, dass mein Schicksal es mir erspart hat,

betteln zu müssen ...

Sie lächelt und sagt: Wir sehen uns heute Abend bei Ihrem Vortrag!

Sie gefällt mir.

Wieder einmal im Cafe ...

Ich habe mit ihm in einem Dresdner Straßencafé schon oft zusammengesessen. Ein sportlicher lebendiger Typ in Jeans und Pullover, der mit seinen großen blauen Augen lächelnd und freundlich die Welt betrachtet und dem man nicht ansieht, dass er schon 79 Jahre alt ist. Immer wenn ich ihn sehe, denke ich, dass Altwerden wohl doch nicht so schwierig sein kann, wie ich es mir manchmal vorstelle. Also er heute kommt und sein Fahrrad abstellt, sehe ich erstaunt, dass er ein dunkelblaues Jackett anhat.

Ich: Du siehst ja aus, als wenn du auf Brautschau bist.

Er: Naja, ich habe jetzt eine nette Frau kennengelernt.

(nach einer Pause)

Etwas Jüngerer. 52 Jahre. Sie kommt aus Meißen.

Ich: Herzlichen Glückwunsch!

Er: (ein wenig traurig) Danke! Sie wollte eigentlich schon hier sein aber vorhin hat sie angerufen, dass sie heute nicht kommen kann.

Ich (tröstend): Dann kommt sie morgen!

Er: Klar! Das weiß ich doch! Ich freue mich schon darauf!

(nach einer Pause leise und ein wenig verschwörerisch)

Aber... Ich habe doch meine Viagra schon genommen!

Einmal auf politischem Parkett ...

Es war im Jahr 1994 auf einer Tagung in Den Haag. Nachdem ich mein Referat gehalten hatte, kam in der Pause Jean-Claude Juncker, der Ministerpräsident von Luxemburg auf mich zu.

Ich: Das freut mich sehr, dass wir uns kennenlernen!

Er: Moment, sprechen Sie jetzt erst einmal nicht weiter.

Ich (erstaunt): Warum?

Er (lächelnd): Weil ich gehört habe, dass Sie jeden nach drei Sätzen duzen.

Ich (grinsend): Wer als Pfarrer Gott duzt, sollte doch auch die Menschen duzen oder?

Er: Genau, nur dieses Mal möchte ich der Erste sein. Ich heiße Jean-Claude!

Ich: Das freut mich! Heiner!

Er: Wieso denn Heiner. Du heißt doch Heinz.

Ich: Unter Freunden werde ich so genannt.

Er: Stimmt! Den Namen habe ich vom Dicken (Helmut Kohl) auch schon gehört.

(nach einer Pause grinsend) Allerdings bin ich da nicht darauf gekommen, dass ihr Freunde seid.

Einmal auf dem Amt ...

Als mir die resolute Angestellte auf dem Dresdner Einwohnermeldeamt, ohne mit der Wimper zu zucken eine Geldstrafe auferlegte, weil ich meine Zweitwohnung erst 1996 – ein Jahr zu spät – angemeldet hatte. Meine Ausflüchte, ich habe das alles nicht so genau gewusst, konterte sie mit der Bemerkung, sie könne mir ja mal das Gesetz zeigen und ich solle sehr ganz genau darauf achten, wer dieses Gesetz unterschrieben habe. So hatten wir beide unseren Spaß – auf meine Kosten!

Einmal an der Frauenkirche ...

Ich war anfangs gegen den Wiederaufbau der Frauenkirche in Dresden und habe auch 1993 als Minister im Kabinett dagegen gestimmt, weil ich überzeugt war, dass wir in unserer Wohlstandswelt auch ein Mahnmal und die Anschaulichkeit der Zerstörung brauchen.

Später dann, als die Frauenkirche wieder aufgebaut wurde, begegnete ich bei den Besuchen vor Ort immer wieder einer alten Dame mit einem faszinierenden gütigen faltenreichen Gesicht.

Ich: „Dresden ist so groß aber immer wieder begegnen wir uns hier.“

Sie: „Ja, ich wohne hier in der Nähe und gehe jeden Abend hier vorbei.“

Ich: „Dann können Sie jeden Tag den Fortschritt des Baus feststellen.“

Sie: „Das sehe ich mit großer Freude.“

(und nach einer Pause leise)

„Wissen Sie, hier sind am 13. Februar 1945 viele meiner Klassenkameradinnen und Freundinnen verbrannt. Immer wenn ich hier vorbeigehe, flüstere ich ihnen zu: Mädels, sie bauen euch ein Denkmal.“

Nach einer Weile ...

Sie: „Ich bete jeden Abend zum lieben Gott, dass er mich noch bis zum Einweihungsgottesdienst leben lässt, damit ich dabei sein kann.“

Manchmal kann ich auch froh über meine Irrtümer sein. Ich hoffe sehr, dass Gott ihr diesen Wunsch erfüllt hat. Die Frauenkirche steht jetzt wieder. Gott sei Dank! Aber, immer wenn ich an der Frauenkirche vorbeigehe, denke ich an diese alte Dame, die so Fürchterliches im Leben erlebt hat und trotzdem gütig geblieben ist.

Einmal beim Lesen im Internet ...

lese ich: 12.04.1961, Der sowjetische Kosmonaut Juri Gagarin fliegt an Bord von „Wostok 1“ als erster Mensch ins All. Damit beginnt die bemannte Raumfahrt.

Ich erinnere mich dabei gerne an meinen alten Theologieprofessor Quell, der eigentlich mehr im Alten Testament als in der DDR zuhause war. Auf einer Propagandaveranstaltung an der Universität Rostock, die wir als Pflichtveranstaltung alle besuchen mussten, erklärte Sudel-Ede (Karl Eduard von Schnitzler, Chef-Kommentator der DDR) „Gagarin wäre im All gewesen und hätte Gott nicht gesehen“. Großer Beifall der Genossen! Daraufhin meldete sich unser etwas weltfremder Theologieprofessor und sagte: „Das hätte ich Ihnen schon vorher sagen können, Herr von Schnitzler. Dafür hätten Sie nicht so viel Geld ausgeben müssen.“ Das Gelächter war groß und die Strafversetzung nach Halle folgte. Er hat beides nie so richtig begriffen. So war das damals!

Einmal auf einem Staatsempfang

1991 gab die Sächsische Staatskanzlei einen Empfang für die sächsischen Sportler. Ich war erst einen Monat im Amt als Innenminister und kam zu spät zum Empfang, als der Ministerpräsident schon sprach. Also stellte ich mich neben die Sportler, die schon ein wenig hipplig waren, weil sie lange Reden offensichtlich nicht gewohnt waren. Ich stand neben dem erfolgreichen aber sehr jungen Weltmeister im Gewichtheben Mark Huster.

Ich: (um ihn ein wenig zu trösten) „Wenn Ministerpräsidenten erst einmal sprechen, dann sprechen sie lange.“

Er: „Ja, das habe ich mir schon gedacht.“

Ich (flüsternd): „Manchmal ist auch sehr langweilig was erzählt wird, aber da muss man bei einem Empfang durch.“

Er: „Stimmt! Ein bisschen langweilig ist es schon. Sind eben Politiker.“

Er lacht.

Nach einer Pause, in der er mich prüfend ansieht.

Er: „Was machen Sie eigentlich?“

Ich: „Och ... ich bin der Innenminister!“

Einmal im Dresdner Rathaus

Ich treffe zusammen mit Heinz Rühmann, der 1991 im Dresdner Rathaus die Original-Schulbank geschenkt bekam, auf der er 1943 zu den Dreharbeiten der „Feuerzangenbowle“ gesessen hatte. Als wir später zusammensaßen sagte er: „Sie haben mir bestimmt schon ein paarmal erzählt, was Sie machen, aber ich habe es wieder vergessen.“

Ich: „Ich bin seit zwei Wochen Innenminister in Sachsen.“

Er: „Da haben Sie es ja auch nicht gerade leicht ... und dann noch so jung mit dieser Verantwortung.“

Nach einer Pause, schelmisch lächelnd: „Herr Innenminister, wundern Sie sich nicht, wenn ich Sie nachher noch einmal frage.“

Einmal beim Bier habe ich eine tolle Geschichte gehört ...

Vor einigen Jahren fuhr ein siebzehnjähriger junger Mann, aus einer sächsischen Kleinstadt, mit einigen Freunden zum Urlaub in die Türkei. Lebenslustig und lebenshungrig, wie sie alle waren, wurde es ein toller, oder, um in ihrem Sprachgebrauch zu bleiben, ein geiler Urlaub. Sehr schnell fanden sich auch türkische Freunde, mit denen sie gemeinsam feierten und viel Zeit verbrachten. Kurz vor dem Abflug, wurde der junge Mann gebeten, der Schwester des einen türkischen „Freundes“ ein Päckchen mitzunehmen. Hilfsbereit wie er war, so erklärte er es später dem Gericht, nahm er das Päckchen dann auch mit nach Deutschland, wo die Zöllner ihm dann die drei Kilo Heroin, aber nicht seine Unschuldsbeteuerungen abnahmen. Er wurde verurteilt, musste ins Gefängnis, weinte viel und war total verzweifelt.

Und jetzt kommt es.

Seine Mutter, die Harfenistin in einem Orchester war, seine Tat nicht beschönigte, aber unter der Verzweiflung ihres Sohnes litt und auch seine Arglosigkeit kannte, weil sie ihn sehr liebte, unternahm etwas nicht Alltägliches. Jeden Abend, zur gleichen Zeit packte sie an einem Flügel des Zuchthauses, in dem ihr Sohn untergebracht war, ihre Harfe aus und spielte als Zeichen der Verbundenheit und des Trostes eine Stunde lang auf der Straße.

Am Anfang witzelten die Mitgefangenen darüber. Aber nach einiger Zeit schwiegen selbst die größten Spötter, weil sie ahnten, wie stärkend eine nie selbst erfahrene Mutterliebe sein kann, deren Gefühle sanft tönend selbst die Gefängnismauern durchbrachen.

Glaubt den Märchen nicht, denn sie sind wahr!

ÜBER DEN KLEINEN KLUGEN KÖNIG IN SACHSEN

Es war einmal ein kleines sympathisches Volk. Es fiel auf durch seine Emsigkeit und Sparsamkeit und durch die ständig sprachlich akzentuierte Verweigerung immer und überall Hochdeutsch zu sprechen. Und auch dadurch, dass sie überall und nirgends anzutreffen waren. Unüberhörbar. Bei aller Sympathie aber waren sie auch von großer Irrtumsfähigkeit. Geradezu schlafwandlerisch hatten sie oft die falschen Bündnisgenossen in der Geschichte.

Als sie sich 40 Jahre lang wieder einmal geirrt hatten, sagten einige, was alle schon wussten, Wir sind das Volk. Ja, ja nickten andere, Wir sind das Volk. Ja, ja sagten wieder andere, ihr seid schon ein Volk.

Wie es auch sei. Jetzt suchten sie einen neuen Anführer, der nicht ihrer Irrtumsfähigkeit teilhaftig gewesen war, und suchten und suchten. Da fiel ihr Blick auf den kleinen klugen König ohne Land, der vom Kaiserhof wegen renitenten Nachdenkens verstoßen worden war, und der politischen Erbschleicherei verdächtigt wurde. Dieser kleine kluge König dachte nicht nur über seine Rente nach sondern auch über die Rente anderer, war gesund und munter und wurde nur manchmal, geradezu periodisch, von einer Kohlallergie geschüttelt. Sie sandten ihre Boten zu ihm und fragten.

Und der kleine kluge König, kam mit seiner Frau, der er in großer Liebe zugetan war, und der kleine kluge König und seine liebe Frau wurden freundlich aufgenommen.

Gebannt hingen alle an seinen Lippen wenn er ihnen das Universum im Allgemeinen und ihr Land im Besonderen erklärte. Nur wenn er versuchte, ihnen ihr Leben der letzten vierzig Jahre zu erklären, dann hängten sie sich von seinen Lippen wieder ab. Aber da er klug war, versuchte er es auch nur einmal. Und das kleine Land entwickelte sich unter seiner Herrschaft. Es blühte – mal hier und mal da. Auch wenn nicht alle Blühträume aufgingen, aber doch unübersehbar. Nun gab es aber auch Menschen in diesem Land, die dachten anders, als der kleine kluge König. Und sie dachten nicht nur, sie sagten es auch. Diese Menschen wurden nun nicht hingerichtet, oder eingesperrt, oder falls sie am Hofe waren gleich vom Hofe verbannt. Nein, der kleine kluge König machte es ganz anders. Er ging auf diese irrtumsfähigen Menschen zu, legte seine Arm leicht auf ihre Schulter und sagte: „Wir müssen einmal zusammen an der breiten, langen Elbe spazieren gehen.“ Und dann gingen sie entlang der langen breiten Elbe. Und der kleine kluge König erklärte ihnen die Welt im Allgemeinen und dieses Land im Besonderen, und erklärte und erklärte ...

Und die Zweifler schämten sich ihrer Gedanken. Abends erzählten sie ihren Frauen, dass sie mit dem großen weisen König an der schmalen kurzen Elbe spazieren gegangen seien. Und die Frauen erschauerten freudig, weil sie die Zugluft des Hofes des kleinen klugen Königs spürten. Als der kleine kluge König spät abends nachhause kam, zu seiner Frau, der er in großer Liebe zugetan war, erzählte sie ihm, was sie bei einer der zahllosen Einweihungen in diesem Land, die sie in Vertretung ihres Mannes wahrgenommen hatte, von den Frauen erfahren hatte. Und der kleine kluge König ging auf den großen Balkon seines kleinen Palastes lächelte in sich hinein, sah auf die vom Mond beschienene große breite Elbe und wusste, die Zahl der Spaziergänge wird zunehmen müssen.